Am Hofe von Rom.

Historischer Roman aus der Neuzeit

von

A. von S.
Verfasser der Romane: „Am Hofe von Neapel"; „Friedrich von der Trenck"; „Franz von der Trenck, der österreichische Panduren-Oberst."

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

I.

Ein neues weltliches Papstthum. Ein neuer Hof von Rom.

Es war ein feierlicher Tag für Rom, ein Tag allgemeinen Jubels, der 24. Mai 1814.

Der noch vor kurzem so allmächtige Kaiser, dessen Macht, durch den unglücklichen Feldzug in Rußland erschüttert, durch den Einzug der Alliirten in Paris für immer gebrochen wurde, hatte den gefangenen Papst, der seinen Haftort Savona inzwischen mit Fontainebleau vertauschen mußte, am 24. Januar nicht nur für frei erklärt, sondern sogar in einen geringen Theil seiner ehemaligen weltlichen Besitzungen wieder eingesetzt.

Dennoch wurde Pius VII. unter strenger Bewachung, unter einer starken Escorte von Gensdarmen, als wäre er noch immer ein Gefangener, von Fontainebleau aus nach Italien — transportirt wollen wir nicht sagen, also — begleitet.

Dies hinderte jedoch nicht, seine Reise zu einem un-

unterbrochenen Triumphzuge zu machen, der nicht erst auf italienischem Boden begann, sondern schon in Frankreich selbst seinen Anfang nahm.

Aus jeder Stadt, ja aus jedem Orte beinahe, den er berührte, zog die katholische Geistlichkeit ihm in Procession entgegen und ging vor seinem Wagen her, während die Menge, oft von weit herbeigeströmt, auf die Kniee niedersank, um seinen Segen zu empfangen.

Unter dem feierlichen Geläute aller Glocken rollte sein Wagen darauf langsam durch die festlich geschmückten Straßen, und je weiter er kam, desto mehr vergrößerte sich der Zug, denn beinahe die ganze Bevölkerung machte es sich zur Pflicht, ihm eine Strecke weit das Geleite zu geben.

Langsam, in kurzen Tagereisen, verfolgte der schwergeprüfte Greis auf solche Weise seinen Weg, während der Gewaltige, der ihn von seiner Höhe gestürzt hatte, noch immer auf seinem Throne saß, der wenige Tage darauf unter ihm zusammenbrechen sollte.

Erst am 23. März erreichte Pius VII. die Grenze Italiens, wo er den österreichischen Truppen unter dem General Nugent zu weiterer Geleitung übergeben wurde.

Jetzt erst durfte er sich als wirklich frei betrachten, dennoch aber reiste er auch hier noch nicht als Oberhaupt

der Christenheit, sondern unter dem bescheidenen Titel eines Bischofs von Imola.

Die Huldigungen, die man ihm erzeigte, wurden nun immer zahlreicher, immer feierlicher, und es war, als ob selbst die höchsten Personen darin wetteiferten, wer sich vor ihm am tiefsten demüthigen würde.

Ein widerliches Beispiel gab in dieser Beziehung bei dem Einzuge in Bologna König Murat von Neapel, der sich durch Verrätherei und Kriecherei auf seinem wankenden Throne zu erhalten hoffte, es aber dennoch nur dahin brachte, gleich einem Verbrecher durch kriegsgerichtliches Urtheil auf einem Sandhaufen zu endigen.

Das Volk spannte hier die Pferde von dem Wagen des Papstes und sich selbst davor.

Dennoch verzögerte sich, ungeachtet inzwischen die Thronentsagung Napoleon's erfolgt war, der Einzug Pius' VII. in Rom selbst durch die unklaren Verhältnisse, welche in Italien zwischen den Truppen Oesterreichs und denen Neapels bestanden.

Indeß eilte der Statthalter Christi, von seiner Residenz durch einen Protonotarius Besitz ergreifen zu lassen, indem er dabei durch ein Decret die Hoffnung verkündete, bald sein ganzes früheres Besitzthum wieder unter seinem Scepter vereinigt zu sehen. Denn noch war ihm durch die Besieger Napoleon's nicht mehr

zugesprochen worden, als dieser selbst ihm gewährt hatte.

Das Benehmen des Stellvertreters Christi erfüllte sogleich viele Gemüther mit banger Sorge, denn es ließ von der Zukunft nichts Gutes hoffen.

Die Freunde des Fortschritts und die Widersacher der Mißregierung des Kirchenregiments durften übrigens von der Regierung Pius' VII. nichts Ersprießliches erwarten, denn er hatte sich beeilt, der Welt und seinen jetzigen und ehemaligen Unterthanen zu beweisen, daß er durch die harte Schule, welche er durchmachen mußte, wie der bekannte Ausspruch Napoleon's in Beziehung auf Andere lautete, nichts gelernt und nichts vergessen hatte.

Schon von Cesena aus erließ er eine Bekanntmachung an alle seine „vielgeliebten Unterthanen", aus der man entnehmen konnte, daß die alte Wirthschaft wieder neu beginnen würde.

Es hieß darin voll Salbung, daß er im Triumphe der göttlichen Barmherzigkeit jetzt im Stande sein würde, die Thränen zu trocknen, die er unablässig über den Verfall der Kirche und der ihr unterworfenen Völker geweint hätte.

Wohl konnte er seine eigenen Thränen trocknen, aber dafür sollte er unzählige andere vergießen machen.

Nach diesen und ähnlichen wohlklingenden Worten folgte dann die Mittheilung, daß päpstliche Bevollmächtigte erscheinen würden, um das zeitliche Eigenthum des apostolischen Stuhls in Besitz zu nehmen und die vormalige päpstliche Regierung wiederherzustellen.

Jawohl und leider die vormalige, das zeigte nur zu deutlich das Thun des nach Rom vorausgeschickten apostolischen Protonotarius.

Alles, was unter der Herrschaft der Franzosen eingeführt, begründet, verbessert worden war, selbst das, was man allgemein als nützlich oder heilsam anerkannt hatte, wurde wieder abgeschafft.

Den Anfang machte der Code Napoléon; dann folgten die Polizeiverwaltung, die Militärconscription, die öffentlichen Verhandlungen der Civilgerichte, das weise und verständige Abgabensystem, kurz Alles und Alles mußte der blinden Vernichtungswuth weichen.

Daß die noch nicht verkauften Kirchengüter zurückgegeben wurden, verstand sich von selbst und war eigentlich die einzige zu rechtfertigende Maßregel.

Nach solchen Vorbereitungen nun erschien endlich der 24. Mai, welcher schon seit Wochen dazu bestimmt war, Pius VII. seinen feierlichen Einzug in seine Residenz halten zu sehen.

Und in der That war es ein festlicher Einzug!

Es herrschte ein kaum glaublicher Wetteifer, dem heiligen Vater die auffallendsten Huldigungen darzubringen.

Nicht um in den allgemeinen Jubel einzustimmen, sondern um, wie immer, zu beobachten, mischten sich Mercoeur und Lyncker unter die Menge.

Ihnen hatte sich Graf Mastaï angeschlossen, jedoch in bürgerlicher Kleidung, denn gleich allen andern Einrichtungen Napoleon's war auch die römische Nobelgarde aufgelöst worden, um nach einer Läuterung ihrer Elemente als päpstliche Garde zu neuem Leben zu erwachen.

„Wer ist denn jener alte Herr mit dem Ordenssterne auf der Brust, welcher eben jetzt an den Wagen des Papstes tritt, sich mit tiefer Demuth vor demselben verbeugt und seinen Fuß ergreift, um ihn zu küssen?" fragte Lyncker.

Mercoeur wußte ihm keine Auskunft zu geben, Mastaï aber sagte:

„Das ist Karl IV., König von Spanien, und neben ihm steht seine Gemahlin, die Königin von Etrurien."

„Ob sie auch nach der Ehre des Fußkusses streben wird?" fragte Lyncker im Tone des Spottes.

„Versteht sich!" entgegnete Mercoeur, und wirklich drängte in eben diesem Augenblicke die Königin sich

hinzu, um dieser sonderbaren und ekelhaften Gnade zu genießen.

„Meine Herren", flüsterte Graf Mastaï den beiden Freunden zu, „ich bitte Sie, in Ihren Aeußerungen vorsichtig zu sein. Schon richten sich von verschiedenen Seiten argwöhnische Blicke auf uns, und bei der aufgeregten Stimmung des Volkes könnte es böse Folgen geben, wenn ein unbesonnenes Wort es zur Wuth reizte. Wir schweben ohnehin schon in großer Gefahr, da man uns als Anhänger der Franzosen kennt."

„Der Graf hat Recht", sagte Mercoeur; „ist es aber nicht in der That empörend, wenn man sieht, wie dieser demüthige Knecht Gottes einen Einzug hält, prunkvoller noch als ein Triumphator des alten Rom?"

„Sehr wahr", sagte Mastaï, „denn auch hier sehen wir, wie dort, Sklaven in goldenen Ketten. Lassen Sie uns indeß etwas zurücktreten, um uns der Beobachtung unserer Umgebung zu entziehen."

Die beiden gesetzten Männer folgten diesem verständigen Rathe des Jünglings, begleiteten aber auch noch weiter den Zug.

„Wie stolz die zweiundsiebzig Jünglinge den Kopf tragen, die den Wagen des heiligen Vaters ziehen!" bemerkte Mercoeur.

„Sie haben auch alle Ursache, auf diese Ehre stolz

zu sein", sagte Mastaï, „denn der Zudrang zu diesem Pferdedienst war ungeheuer groß, und es sind die Söhne der ersten Geschlechter, welche den Vorzug erhielten."

„Unerhörte Schmach!" sagte Lyncker voll Unwillen.

„Schmach?" spöttelte Mercoeur. „Eine unerhörte Auszeichnung ist es, und ich möchte wetten, daß die armen Thoren die schwarze Festkleidung und die Purpurstränge, das Zeichen der Knechtschaft und Erniedrigung, an denen sie ziehen, als Reliquien aufbewahren werden."

„Das ist wohl möglich", meinte Mastaï; „indeß glaube ich doch, daß Viele, die jetzt jubeln, gar bald von ihrem Rausche erwachen und sich dann gewaltig ernüchtert fühlen werden."

„Daran zweifle ich nicht", sagte Mercoeur. „Wer weiß aber, wie lange die päpstliche Fahne, die jetzt so stolz von den Thürmen weht, sich auf der Höhe erhalten wird!"

„Ich halte es nicht nur für möglich, sondern für wahrscheinlich, daß die Kanonen der Engelsburg, die jetzt blinde Freudenschüsse abfeuern, in nicht allzu ferner Zeit eine viel ernstere Sprache reden werden; denn das weltliche Papstthum hat sich überlebt und muß fallen, etwas früher oder etwas später, aber ich möchte keck die Pro-

phezeiung aussprechen, daß unser Jahrhundert jedenfalls den Sturz desselben sieht!"

Durch die mit Teppichen geschmückten, mit Blumen bestreuten Straßen wurden die drei Männer von der immer dichter sich drängenden, immer lauter schreienden Menge endlich nach dem Petersdome geschoben und gestoßen, und sie sahen sich dabei so eingekeilt, so dicht von allen Seiten umgeben, daß sie es nicht mehr wagen durften, sich ihre Bemerkungen mitzutheilen.

Sonst hätten sie in der Peterskirche neuen Stoff zu Spott und Unwillen gefunden, als hier der König von Sardinien, dem Beispiele des Königs von Spanien folgend, sich vor Pius VII., als dieser in eigener Person ein feierliches Hochamt gehalten hatte, niederwarf und um die Gnade flehte, dem heiligen Vater den Pantoffel küssen zu dürfen, eine Gnade, welche der demüthige Diener Gottes dem gekrönten Haupte huldreich gewährte.

Lassen Sie uns nach Hause gehen!" sagte Mercoeur, als sie die Peterskirche verließen, zu seinen Begleitern. „Ich habe vollkommen genug von diesem unsinnigen Jubel genossen und sehne mich nach der Ruhe des stillen Familienkreises."

„Ich bin es gern zufrieden", sagte Mastaï. „Mir gilt die Gesellschaft meiner Melanie mehr als aller Glanz und Prunk, die sich hier breit machen."

„Und mich“, fiel Lyncker ein, „widert die Freude an, welche zur Schau getragen wird, die aber bei Vielen nur ein bewußtloses Nachäffen ist, bei dem sie sich nichts denken, und die von Andern als heuchlerische Maske vorgenommen wird, um wirkliche oder eingebildete Gefahren von sich abzuwenden.“

Alle drei schlugen hierauf den Weg nach der Wohnung Mercoeur's ein, wo Lyncker's Frau Melanie Gesellschaft leistete und von wo ihr Mann sie abzuholen versprochen hatte.

Während ihres Ganges bemerkten sie, solange sie sich noch in dem Gedränge der schaulustigen Menge befanden, daß hier und dort einzelne Menschen die Vorübergehenden musterten und sich dann in einer Schreibtafel Notizen machten.

„Das kommt mir verdächtig vor“, sagte Mercoeur zu seinem Freunde. „Mir scheint, das hat nichts Gutes zu bedeuten, denn diese Leute sind jedenfalls verkappte Polizisten, welche diejenigen bezeichnen, die sie angeben wollen.“

„Sehr wahrscheinlich“, entgegnete Lyncker. „Können Sie übrigens daran zweifeln, daß die thätigste, vielleicht sogar die blutigste Reaction ihr Haupt erheben wird? Ich glaube daher, wir werden gut thun, auf unserer Hut zu sein, und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich gleich

heute alle Vorkehrungen treffen werde, um die Flucht ergreifen zu können, sobald die Gefahr dringend an uns herantreten sollte."

„Sie mögen Recht haben, Freund", sagte Mercoeur, „und ich werde Ihrem Beispiele folgen, um auf Alles gefaßt zu sein. Sie sind übrigens, trotz Ihrer Eigenschaft als Deutscher, so bekannt als ein Anhänger der Franzosen, daß Sie allerdings in Gefahr schweben können."

„Ich bin wohl weniger ein Anhänger der Franzosen", erwiderte Lyncker, „als ich das Gute anerkenne, das während der wenigen Jahre ihrer hiesigen Herrschaft von ihnen bewirkt worden ist. Besonders aber bin ich ein entschiedener Widersacher des alten päpstlichen Regiments und fest überzeugt, daß das neue nicht um ein Haar besser sein wird."

„Leider muß ich mit Ihnen diese Besorgniß theilen", seufzte Mastaï.

„Wenn ich aber schon als Anhänger der Franzosen zu fürchten habe", fuhr Lyncker fort, „um wie viel mehr müssen dann Sie, Mercoeur, der Sie selbst Franzose sind, in Gefahr schweben! Sollte es daher nicht besser sein, Sie verließen Rom, noch ehe sie Ihnen über den Kopf wächst?"

„Ich denke", sagte Mercoeur, „so große Eile hat

es nicht; indeß will ich mir die Sache in Ueberlegung ziehen. Vielleicht dienen die Nachrichten, welche wir von unsern Freunden einziehen können, dazu, mich zu bestimmen. Sie kommen doch heute Abend in die Versammlung, Lyncker?"

„Das versteht sich", entgegnete dieser. „Es ist mehr als je nöthig, Beschlüsse zu fassen, denn ich fürchte, daß unsere Wirksamkeit jetzt sehr gehemmt sein wird, oder daß wohl gar unserem ganzen Vereine ernste Gefahren drohen."

„Das fürchte ich auch, aber eben deshalb müssen wir bei Zeiten Vorkehrungen treffen", sagte Mercoeur.

Sie hatten jetzt ihr Ziel erreicht und wurden von der Frau Lyncker's sowie von Melanie mit lebhafter Freude begrüßt, denn beide konnten sich bei der gewaltigen Aufregung, welche in Rom herrschte, einer lebhaften Besorgniß nicht erwehren, es möchte ihren Lieben irgend ein Unglück zugestoßen sein.

Noch war dies nicht geschehen, wohl aber schwebte es drohend über den Häuptern aller.

II.

Ein Denunciant.

Es war Donnerstag.

Wie jede Woche an diesem Tage drängte sich auch heute eine zahlreiche Menschenmenge nach der kleinen Kirche Caravita, welche unfern des Platzes Colonna, unmittelbar neben dem Corso liegt.

Man hätte beinahe glauben können, es gälte ein fröhliches Fest, so glücklich, beinahe glückselig sahen alle die Menschen aus, die zu dem kleinen Heiligthume schritten.

Es war auch wirklich ein Fest, das hier begangen werden sollte, doch freilich kein fröhliches, wie wir sogleich sehen werden; jedenfalls aber war es ein ganz absonderliches.

Wer dies auch nicht gewußt hätte, würde es schon daraus erkannt haben, daß die frommen Kirchgänger nicht, wie sonst, beide Geschlechter untereinander gemischt, sondern streng von einander sich gesondert zeigten, wie

sie in der Hofkirche zu Dresden durch den gewichtigen Stab des Kirchendieners von einander gesondert erhalten werden, wenn auch wahrscheinlich nicht in der Absicht, doch jedenfalls mit dem Erfolge, daß die beiden Geschlechter einander gegenseitig besser ins Auge fassen können.

Rechts von dem Eingangsportale, dessen Thür für den Augenblick noch verschlossen war, stellte sich eine lange Reihe von Männern auf, links eine noch längere von Frauen und Mädchen.

Daß nicht profane Zwecke den Kirchenbesuch veranlaßten, wie dies häufig der Fall ist, wo die scheinbare Frömmigkeit nur aus der Absicht entspringt, zu sehen und gesehen zu werden, wofür schon die elegante und geschmackvolle Toilette der Damen Zeugniß ablegt, dafür sprach der Umstand, daß der weibliche Theil ohne Ausnahme in weite unscheinbare schwarze Mäntel gehüllt war, welche nicht gestatteten, die Gesichtszüge oder die Gestalt zu erkennen.

Auf ähnliche Weise, wenn auch nicht so vollständig, entzogen auch die Männer ihre Gesichter der Beobachtung, indem sie den Kragen ihrer Mäntel hinauf- oder den Rand ihrer Hüte herabgezogen hatten.

Nur einer machte davon eine Ausnahme, denn sein Ge-

sicht lag jedem Blicke frei, und absichtlich sah er mit lebhaften Bewegungen rechts und links umher, als wolle er sich allgemein bemerkbar machen.

Dazu mochte er wohl guten Grund haben, denn die Ceremonie, welche in der Kirche Caravita stattfinden sollte, galt nicht nur im Allgemeinen für verdienstlich, sondern sie brachte auch allen Theilnehmern derselben Ablaß ihrer großen und kleinen Sünden, und die meisten von ihnen mochten dessen sehr bedürftig sein.

Dieser sich so auffallend geberdende Mensch war kein Anderer als Antonio Albarete, der ehemalige Schuhmacher, als solcher Mörder des französischen Generals Duphot, dann — zur Belohnung dieser Heldenthat — päpstlicher Polizeidiener, endlich aber Führer des Generals Radet bei der Ueberrumpelung und gewaltsamen Fortschaffung Pius' VII. in mehrjährige Gefangenschaft.

War Albarete für jenes erste Verbrechen belohnt worden, so wußte er sehr wohl, daß er für die letztere Frevelthat eine strenge Bestrafung befürchten mußte, wenn dieselbe der neuen päpstlichen Behörde angezeigt würde.

Daß dies nicht ausbleiben konnte, davon war er bei dem tückischen und habgierigen Charakter seiner Landsleute vollkommen überzeugt.

Deshalb wahrscheinlich war er bemüht, die tödtli-

chen Schläge des drohend gegen ihn heranziehenden Gewitters bei Zeiten abzuwenden, und als ein kräftiges Mittel dazu durfte er seine Theilnahme an der Ceremonie in der Kirche Caravita betrachten, durch die er sich in den Augen der Geistlichkeit, die nun wieder zu unbedingter Herrschaft gelangt war, ein entschiedenes Verdienst erwarb.

Eben deshalb aber mußte er seine Theilnahme bemerklich machen.

Ein noch besseres, kräftigeres Mittel aber hatte er ausfindig gemacht, oder er kannte dasselbe vielmehr schon längst in seiner Eigenschaft als, wenn auch nur sehr untergeordnetes Mitglied der Polizei, und er sann selbst in dem feierlichen Augenblicke, in welchem er auf eine religiöse Handlung wartete, auf dessen Anwendung.

Deshalb schweiften seine Blicke wiederholt hinüber nach der Reihe der Frauen, und ungeachtet der Schwierigkeit, die dies hatte, entdeckte er unter der schwarzen Kapuze des Mantels bald den Gegenstand seines Suchens.

Ein Zeichen des Einverständnisses wurde zwischen beiden gewechselt und darauf schien Albarete ganz in Andacht versunken zu sein.

Die Pforte wurde nun geöffnet und die Männer allein traten in die Kirche ein, während die Frauen

draußen warten mußten, bis an sie die Reihe kommen würde.

Eine Art von Vorhalle, von einer einzigen Lampe beleuchtet, welche nur ein spärliches Dämmerlicht verbreitete, führte zu dem geräumigen Schiffe.

Dieses mochte etwa tausend Menschen fassen, doch bald war es in allen seinen Räumen gefüllt.

Ein einziger, schwarz behangener Altar war beleuchtet und auch dieser nur durch vier Kerzen, welche kaum so viel Licht verbreiteten, daß man die nächsten Gegenstände erkennen konnte.

Nahe demselben stand eine geräumige Kanzel.

Diese bestieg ein Prediger, der unter den heftigsten Gesticulationen wie unsinnig darauf umhersprang und mit unheimlich klingendem, grabartigem Tone eine lange Rede voll Unsinn hielt.

Er sprach ein Langes und Breites von den Verirrungen der Liebe und des Fleisches, entwarf dabei üppige Bilder, wie man sie in der Kirche und von der Kanzel herab kaum für möglich halten sollte, und kreischte zuletzt:

„Nun, wohlan denn, meine lieben Brüder, bewaffnet Euch gegen den Stachel des Fleisches. Züchtiget Euch mit Muth für die Verlockungen desselben, denen Ihr vielleicht erlegen seid! Bestrafet Euch dafür, daß Ihr

so oft schwach waret. Ehret dadurch, daß Ihr Euch mit eigenen Händen Geißelhiebe ertheilt, den, der so viel erduldete, um Euch von Euren Sünden zu erlösen!"

Sein tiefer Bierbaß verstummte sodann, und eigenthümlich klang danach die helle, beinahe gellende Discantstimme eines Knaben, der von dem Chore herab das Ave Maria ertönen ließ.

Wie auf ein Commandowort zogen sodann alle die Büßenden aus der Tasche Rosenkränze, welche wunderlich genug mit Münzen, kleinen Bildern, Amuleten und Ablaßzeichen geschmückt waren.

Nach dem Aberglauben des Volkes sollen derlei Rosenkränze Krankheiten und allerhand andere Uebel verhüten, und sie bilden daher einen sehr einträglichen Handelsartikel, den die Kirche reichlich auszubeuten versteht.

Es folgte nun ein stummes Gebet, während dessen ein Kirchendiener in einem langen, bis auf die Füße herabhängenden und durch seine Unsauberkeit Ekel erregenden Gewande umherging und jedem der Anwesenden eine Geißel reichte.

Als alle mit diesem Marterwerkzeuge versehen waren, erloschen plötzlich die Kerzen und es begann eine allgemeine Geißelung.

Die Schläge fielen je nach der Frömmigkeit der Büßenden mehr oder minder hart nieder, bei den einen

auf die bekleideten Theile des Körpers, bei den andern auf die entblößten Beine oder Arme.

Noch andere aber zogen es vor, ihre Geißeln gegen die Kirchenbänke oder die Säulen zu schwingen, und wahrscheinlich hatte man die Kerzen ausgelöscht, damit diese Gottlosen, zu denen auch Antonio Albarete gehörte, den wahrhaft Frommen kein Aergerniß geben sollten.

So verging etwa eine Viertelstunde, während welcher eine tiefe Stille herrschte, nur unterbrochen durch die Geißelhiebe, in welche sich hier und dort ein tiefes Schmerzensgestöhn mischte.

Plötzlich wurden die Kerzen wieder entzündet und damit das gewiß Vielen sehr willkommene Zeichen zur Beendigung der Geißelung gegeben.

Die Männer verließen hierauf die Kirche und die Frauen zogen herein.

Dabei streifte die Verhüllte, welcher Antonio Albarete früher ein Zeichen gegeben hatte, so dicht an ihm vorüber, daß er ihr, ohne von den Uebrigen gehört zu werden, zuflüstern konnte:

„Wenn Du hier fertig bist, folge mir nach Trastevere an den bekannten Ort."

Sie nickte bejahend, denn vor der Geißelung zu sprechen wäre Sünde gewesen; was sie nach derselben that, darauf kam nichts an!

Wir wollen indeß nicht auf die Freundin Albarete's warten, um das bezeichnete Wirthshaus in Trastevere aufzusuchen, sondern eilen derselben voran und treten zugleich mit dem Mörder des Generals Duphot und dem Verräther Pius' VII. ein.

Das Erste, was uns auffällt, ist ein Placat, welches in großer, deutlicher Schrift zu Jedermanns Nachachtung an der Thür angenagelt war.

Es lautete:

„Geliebte Brüder, enthaltet Euch jeder Gotteslästerung und bedenkt, daß Gott Euch sieht; daß Gott Euch nach allen Euren Worten richten wird, besonders aber nach Euren Gotteslästerungen; daß Gott der Mann dazu ist, die Zunge zu strafen, welche Euch gegeben wurde, um ihn zu preisen, nicht aber, um ihn zu beleidigen."

Albarete kannte schon längst den Inhalt dieser Schrift; er blieb daher nicht vor derselben stehen, um sie zu lesen, aber er warf im Vorübergehen einen spöttischen Blick darauf, als wollte er sagen:

„Das Fluchen mag hier immerhin verpönt sein, wenn nur andere Freiheiten nicht streng bestraft werden!"

Unter diesen Freiheiten verstand der würdige Diener der Polizei, wie wir unsern Lesern gestehen wollen, kleinere Vergehungen, wie Raub, Diebstahl, allenfalls auch Mord.

Und in der That wird unter der päpstlichen Regierung kein Verbrechen, selbst das schwärzeste und unnatürlichste strenger bestraft als die Gotteslästerung. Davon befand sich an eben diesem Orte ein lebendiges Beispiel.

Es hatten nämlich kurz vor der Absetzung des Papstes an einem und demselben Tage zwei Menschen zwei verschiedene Verbrechen begangen.

Der eine hatte seine Mutter vergiftet, der andere eine Lästerung gegen die Madonna ausgestoßen.

Beide wurden durch die päpstlichen Gerichte zu den Galeeren verurtheilt.

Der Muttermörder hatte bereits vor einiger Zeit seine Strafe verbüßt und saß munter und wohlgemuth unter den Gästen der Taverne.

Der Lästerer der Madonna mußte noch mehrere Jahre auf den Galeeren zubringen, die er zugleich mit dem Muttermörder betreten hatte.

Wahrlich, ein schönes Pröbchen von päpstlicher Moral und päpstlicher Justiz!

Albarete sah sich suchend in dem Raume um, der von zahlreichen Gästen angefüllt war, welche größtentheils dem Handwerkerstande angehörten, wenn sie sich auch den stolzern Namen Künstler beilegten.

Als er den erwähnten Muttermörder erblickte, ging er gerade auf den Tisch zu, an welchem derselbe saß,

und reichte ihm mit einem freundlichen: „Guten Abend, Marco!“ die Hand, die jener ergriff und kräftig schüttelte.

Dann nahm der Polizeidiener an der Seite des Muttermörders Platz, vor dessen Gesellschaft er keinen Abscheu hegte, wie er sich nicht gescheut hatte, die Hand zu drücken, welche der eigenen Mutter den Giftbecher reichte. Konnte Albarete sich doch dem entlassenen Galeerensträfling für ebenbürtig halten!

Zwar hatte er nur einen ihm fremden Menschen und noch dazu einen Feind gemordet; stand er aber in dieser Beziehung seinem Genossen Marco nach, so hatte er den Unterschied durch den Verrath an seinem Herrn, dem Papste, glänzend ausgeglichen.

Der Wirth stellte einen Krug Wein vor Albarete; dieser stieß mit Marco an und fragte dann:

„Nun, Marco, hast Du etwas erkundschaftet, woraus sich Vortheil ziehen läßt?“

„Ich denke!“ sagte der Galeerenmann mit einem widerlichen Zug des Lachens um den tückischen Mund.

„Und was ist es?“ fragte Albarete gespannt.

„Es ist — doch was bekomme ich Handgeld?“ entgegnete Marco.

„Vampyr!“ brummte Antonio, „Du willst immer schon voraus Geld haben, als wäre ich ein Duca, dessen Taschen ewig mit Gold gefüllt sind.“

„Ich nehme mein bescheidenes Theil voraus“, lachte Marco, „weil ich überzeugt bin, daß ich hinterher schwerlich etwas bekommen würde, da Du weißt, daß ich mich unmittelbar nicht mit der Sache befassen kann, sondern Alles zu fürchten hätte, wenn die sacra consulta meinen Aufenthalt in Rom erführe.“

„Ja, ja, ich weiß“, sagte Albarete. „Deshalb geht unser Vortheil Hand in Hand, und ist Deine Nachricht wirklich von Wichtigkeit, nun, dann sollst Du mit mir zufrieden sein, denn durch einen glücklichen Zufall bin ich so ziemlich bei Kasse.“

„Dieser glückliche Zufall ist wohl das letzte Geschäft, das wir mit einander machten?“ fragte Marco lauernd. „Der Fang lohnte aber auch der Mühe, und Du mußt dafür eine schöne Belohnung bekommen haben.“

„Du irrst, Freund Marco“, sagte Albarete. „Der Fang war nicht so wichtig, wie Du Dir einbildest, und mein augenblicklicher Reichthum rührt aus einer andern Quelle. Doch das kann Dir gleich sein, wenn Du nur Deinen Lohn bekommst. Nun aber auch heraus mit der Sprache! Was hast Du ausgekundschaftet?“

„Nichts Geringeres, als wann und wo die Maurer sich versammeln werden.“

„Das wäre!“ rief Albarete freudig überrascht. „Das könnte freilich reichen Gewinn bringen, wenn man

sie bei einer Versammlung überraschte, nachdem ihnen eine jede so streng verboten worden ist!"

„Nun, was zahlst Du für diese Kunde?" fragte der entlassene Galeerensträfling.

„Vorläufig fünf Zechinen", sagte Albarete, „wenn Du mir Ort und Stunde nennst, und noch fünf, wenn es gelingt, die ganze Versammlung aufzuheben."

Darauf lasse ich mich nicht ein", entgegnete Marco. „Jetzt gleich zehn Zechinen, oder Du erfährst nichts. Sage ich Dir mein Geheimniß, so ist das die Hauptsache; der Erfolg ist dann Deine Sache und geht mich nichts mehr an."

„Nun, Du Blutsauger, da hast Du das Sündengeld", sagte Albarete mit unbewußter Ironie, indem er zugleich aus einem wohlgefüllten Beutel die Goldstücke nahm und sie dem Muttermörder mit geringschätzender Miene hinwarf. „Nun nenne mir aber auch Ort und Stunde."

Doch noch ehe Marco die gewünschte Auskunft ertheilen konnte, trat die Freundin Antonio's ein und eilte sogleich auf diesen zu.

Albarete zog sie neben sich nieder, legte den Arm zärtlich um ihren Leib und sagte:

„Nun, Marietta, mein Engel, hast Du Deinen zarten Leib auch nicht zu stark gegeißelt?"

„Daß ich eine Närrin wäre!“ lachte Marietta. „Ich habe mich mit der flachen Hand auf die bloßen Lenden geschlagen, daß es gewaltig klatschte, ohne weh zu thun, und jetzt könnte man von der ganzen Geißelung gewiß nicht die leiseste Spur mehr sehen. Doch jetzt schaffe mir etwas zu trinken.“

Und Marietta sprach dem Kruge, den ihr Anbeter ihr bringen ließ, tapfer zu.

Die fromme Büßerin, die so vermummt gewesen war, daß selbst der erfahrenste Kenner nicht zu sagen vermocht hätte, ob sie alt oder jung, hübsch oder häßlich sei, war jetzt in ein schönes, ausgelassen lustiges Mädchen aus dem Volke verwandelt, und ganz allerliebst stand ihr der faltenreiche rothe Rock und das eng anliegende, mit Silber geschnürte Mieder.

„Bringst Du Neuigkeiten, Marietta?“ fragte Albarete, nachdem sie einen zweiten herzhaften Schluck aus ihrem Kruge gethan hatte.

„Einen ganzen Sack voll“, entgegnete das Mädchen. „Aber wenn ich nur wüßte, was Dich das Alles angeht, was ich Dir auf Dein Verlangen immer hinterbringe und wozu ich, wie Du forderst, selbst meine Freundinnen sorgfältig ausforschen muß.“

„Und Deine Freunde nicht?“ fragte Antonio, der Antwort auf ihre Frage ausweichend.

„Du weißt wohl, daß ich außer Dir keinen habe", sagte das Mädchen ernst.

„Du versicherst es wohl, aber ich weiß es deshalb doch noch nicht", neckte Albarete sie.

„Willst Du mich bös machen?" fragte sie und ihre Augen funkelten zornig.

„Um das Leben nicht, mein Herz", lachte Antonio, zog sie an sich und drückte einen Versöhnungskuß auf ihre rothen üppigen Lippen.

Sie war durch dieses bei allen Weibern so wirksame Mittel schnell wieder gut gemacht, und der schlaue Albarete hatte seine Absicht erreicht, sie von den neugierigen Fragen abzubringen, deren Beantwortung ihn in Verlegenheit gesetzt haben würde.

Geschickt wußte er ihr dann, scheinbar absichtslos, die Neuigkeiten zu entlocken, nach denen er begierig war und die sich auf das Thun, die Gänge und die Worte solcher Personen bezogen welche der neuen römischen, das heißt der päpstlichen Regierung verdächtig waren, oder denen sie bereits nachspürte, ohne ihrer bisher habhaft werden zu können, um sie der Strafe zu überliefern, welche allen entschiedenen Anhängern der Franzosen zugedacht war.

Schon der bloße Verdacht, die Einrichtungen der französischen Regierungszeit zu billigen, genügte, sich die grausamsten Verfolgungen zuzuziehen.

Bei dem harmlosen Geplauder Marietta's, das aber durch seine Folgen so gefährlich war, wurden auch die Namen Mercoeur und Lyncker mehrmals ausgesprochen und dann auch der Mastaï's genannt.

Bei der ersten Nennung derselben wurde ein Mann, der an dem Tische saß und bisher auf Albarete und dessen Gesellschaft nicht geachtet hatte, aufmerksam.

Er rückte unbemerkt so nahe als möglich heran und lauschte von nun an so gespannt auf das Gespräch, daß ihm keine Silbe desselben entging.

Er schien durch das, was er hörte, beunruhigt zu werden, das zeigte sich in den Zügen seines Gesichts; aber er wich dennoch nicht von seinem Platze, sondern wurde vielmehr nur immer aufmerksamer.

„Ach, da ist Juanita!" rief plötzlich Marietta und sprang auf, um ihre Freundin zu begrüßen, die so eben mit ihrem Geliebten an einem etwas entfernten Tische Platz genommen hatte.

Kaum war Marietta gegangen, so wendete Albarete sich zu Marco, den er bisher sehr vernachlässigt hatte, und sagte halblaut und hastig:

„Nenne mir jetzt Ort und Stunde der Freimaurerversammlung, und wenn es gelingt, sie aufzuheben, ohne daß ein einziger von ihnen entkommt, dann soll es bei der versprochenen Belohnung nicht bleiben."

„Morgen, um Mitternacht, in dem dritten Hause rechts auf dem Spanischen Platze. Es hat auch von rückwärts einen Eingang, der also nicht unbeachtet bleiben darf“, antwortete Marco leise.

Der Lauscher hatte die Frage ebenso vernommen wie die Antwort.

Albarete fuhr fort:

„Jetzt gib wohl Acht auf den Auftrag, den ich Dir ertheile. Dein Lohn soll nicht schlecht sein, wenn Du ihn gut ausführst.“

„Das wird gewiß geschehen, wenn er nicht zu schwierig ist“, brummte Marco mit dem Tone der Zufriedenheit.

„Kinderleicht — für Dich“, meinte Antonio. „Doch höre: Der Graf Mastaï, den Marietta vorhin nannte, ist ein sehr gefährlicher Mensch. Er steht in der engsten Verbindung mit den beiden Franzosenfreunden Mercoeur und Lyncker, von denen der eine sogar selbst ein Franzose ist. Beide gehören zu der verfluchten Sekte der Freimaurer, die unser heiliger Vater bis auf den letzten ausrotten will. Wer weiß, ob Mastaï nicht vielleicht sogar schon selbst Freimaurer ist. Wie Du vorhin hörtest, hat er die Absicht, in das Ausland zu entfliehen. Das darf aber durchaus nicht geschehen. Seiner Familie wegen will die Regierung ihn nicht in Untersuchung

ziehen, wenigstens nicht eher, als bis sich dazu ein vollkommen passender Anhalt findet. Bis dahin aber dürfte er entflohen sein, und ihn daran zu verhindern ist nun Deine Sache."

„Meine Sache?" fragte Marco, verblüfft durch eine solche Auskunft. „Wie könnte ich ihn daran verhindern?"

„Dummkopf!" spottete Antonio. „Durch —"

Und er machte die sehr verständliche Bewegung eines Dolchstoßes.

Bei dieser Pantomime zuckte der Lauscher am Nebentische zusammen.

„Ja, jetzt verstehe ich!" lachte Marco. „Auf die Weise ist es freilich nicht schwer, seine Flucht zu verhindern. Und wann soll ich die Arbeit verrichten?"

„Je eher, desto besser", sagte Albarete. „Er kann die Absicht seiner Flucht jeden Augenblick zur Ausführung bringen wollen; ich rathe Dir also, das Geschäft noch heute abzumachen."

„Wie ist das möglich?" fragte Marco. „Ich kenne diesen Mastaï nicht und weiß nicht, wo ich ihn finden soll."

„Das kann ich Dir sagen", erwiderte Albarete. „Er besucht jeden Abend seine Verlobte, die Schwester jenes verruchten Freimaurers Mercoeur, bei dem sie wohnt — in der Orvietostraße — ein schönes, zweistöckiges

Haus, fünf Fenster breit, mit einem Madonnenbilde in einer kleinen Nische neben der Thür. Du kannst gar nicht fehlen. Dort lauerst Du ihm auf, und wenn er sein Liebchen verläßt, dann machst Du ihm Deinen Gruß."

„Und wenn ich nun an einen Falschen käme?" meinte Marco zweifelnd.

„Das Unglück wäre nicht groß, denn wer das Haus dieses Verfluchten besucht, ist jedenfalls des Todes würdig."

„Das mag sein", sagte Marco, „aber dadurch würde der Rechte gewarnt, und es dürfte mir dann nicht mehr möglich sein, Deinen Auftrag zu vollführen."

„Sehr richtig bemerkt!" entgegnete Antonio. „Ich hätte Dir wahrlich so viel Verstand nicht zugetraut."

Dann sann er einen Augenblick nach und endlich sagte er: „Ich will Dir ein Auskunftsmittel angeben. Wenn Du einen Menschen von mittlerer Größe und von blassem, kränklichem Aussehen aus dem Hause treten siehst, so bietest Du ihm sehr höflich einen guten Abend und fragst mit bescheidenem Tone: „Sind Sie der Herr Graf Mastaï?""

„Gut!" nickte Marco.

„Sagt er Ja, nun, dann bist Du Deiner Sache sicher und wirst schon wissen, was Du zu thun hast. Sagt er Nein —"

„Dann entschuldige ich mich höflich", fiel ihm Marco ins Wort, „und warte, bis der Rechte kommt."

„Richtig!“ bestätigte Albarete.

„Und welche Stunde ist die passendste?“ fragte Marco weiter.

„Es dürfte jetzt gerade die rechte Zeit sein“, entgegnete Antonio, „denn Du hast einen tüchtigen Weg bis zur Orvietostraße, und wenn Du auch eine Stunde warten mußt, so ist das besser, als wenn Du zu spät kämst, denn morgen möchte der Vogel vielleicht davongeflogen sein.“

„Freilich!“ stimmte Marco bei. „Ich will also nur noch meinen Wein austrinken und mich dann sogleich auf den Weg machen.“

Der Lauscher an dem Nebentische hatte jetzt genug gehört.

Er stand auf und entfernte sich, doch nur langsam, um keinen Verdacht zu erregen.

Kurze Zeit darauf folgte ihm Marco, doch als dieser auf die Straße trat, war jener ihm schon weit voraus.

III.

Drohende Gefahren.

Sobald der, welcher das Gespräch zwischen Antonio Albarete und Marco belauscht hatte, auf die Straße trat, seufzte er aus schwer beklommener Brust: „Ich danke Dir, Madonna, daß Du mir den Gedanken eingabst, eben heute dieses Weinhaus zu besuchen! Jetzt wird es mir mit dem Beistande Gottes und aller Heiligen hoffentlich gelingen, meinen lieben jungen Herrn vor dem Dolche des Meuchelmörders zu bewahren!"

Während er so sprach, lief er, so schnell er vermochte, der Tiberbrücke zu.

Dieser Mensch, er hieß Benoni, war Kutscher der Gräfin Mastaï, der Mutter des Verlobten Melanie's, ein treuer Diener des gräflichen Hauses, in dessen Diensten auch schon sein Vater gestanden hatte. Er hing mit inniger Liebe an dem Lieutenant, den er als Knaben auf seinen Knieen geschaukelt hatte und welcher sich gegen die ganze Dienerschaft seiner Mutter stets

freundlich und leutselig zeigte, sodaß alle bereit gewesen wären, Gut und Blut für ihn zu lassen.

Benoni war nicht mehr ganz jung, aber noch vollkräftig, und gespornt durch die Angst, daß der Mörder ihm zuvorkommen möchte, lief er, ohne anzuhalten, eine Strecke weit, so schnell er vermochte.

Aber der Athem ging ihm aus und er mußte seinen Schritt verkürzen, wobei er immer ängstlich hinter sich blickte, um zu sehen, ob Marco ihn auch nicht einhole.

Doch dieser hatte keine so große Eile, da er glaubte, daß sein Opfer ihm nicht entgehen könne.

So erreichte Benoni die Orvietostraße und das Haus Mercoeur's.

„Ist mein Herr, der junge Graf Mastaï hier?" fragte er den ihm öffnenden Thürhüter.

„Nein."

„War er hier?" fragte Benoni weiter.

„Heute nicht; er kommt daher wahrscheinlich noch, denn es vergeht kein Tag, ohne daß er sich nach dem Befinden seiner Verlobten erkundigt."

Benoni wurde anfangs durch die Antwort des Thürhüters erfreut, und er beschloß, auf den Grafen zu warten, um ihn zu warnen. Plötzlich aber fiel ihm mit Schrecken ein, daß dann ein unglücklicher Zufall den

Mörder mit dem ihm bezeichneten Opfer zusammenführen und es ihm unmöglich machen könnte, die That zu verhindern. Er fühlte sich daher von einer unsaglichen Angst ergriffen und wußte im ersten Augenblick nicht, was er thun sollte, um seinen jungen Herrn zu retten.

Er glaubte, das Beste würde sein, Mercoeur um Rath zu bitten, und hastig fragte er:

„Ist der Herr zu Hause?"

„Nein", entgegnete der Thürhüter, „Niemand als Fräulein Melanie."

„So muß ich diese sprechen, augenblicklich!" rief Benoni. „Wo finde ich sie?"

„Ist es denn so gar nothwendig und eilig?" fragte der Thürhüter verwundert.

„Gewiß! Gewiß!" versicherte Benoni. „Deshalb sagen Sie mir schnell: wo finde ich das Fräulein?"

„Im ersten Stock die Thür rechts!"

Und schon eilte der treue Mensch, immer zwei bis drei Stufen überspringend, die Stiege hinauf.

In seiner Herzensangst achtete er nicht auf die Gesetze der Schicklichkeit, und ohne zu klopfen, riß er hastig die Thür des Zimmers auf, in welchem sich Melanie befand.

Erschrocken über den plötzlichen Eintritt eines Men-

schen, der ihr ganz fremd war und dessen Aussehen die heftigste Aufregung verrieth, stieß Melanie einen lauten Angstschrei aus und flüchtete sich durch die offenstehende Thür des Nebenzimmers, die sie hinter sich ins Schloß warf.

Benoni erkannte jetzt, wie unpassend und unbesonnen er sich benommen hatte.

Er trat daher an die Thür und sagte mit flehender Stimme:

„Mein liebes Fräulein, von mir haben Sie nichts zu fürchten, denn ich bin der Kutscher der Frau Gräfin Mastaï und kam nur, um meinen lieben jungen Grafen aufzusuchen, weil eine große Gefahr —“

Er hielt inne, denn er fühlte, daß er wieder unbesonnen gehandelt hatte.

Aber schon das eine Wort genügte. Melanie war, wie sich dies von der Neugier eines Weibes nicht anders erwarten ließ, ihrer Angst ungeachtet, unmittelbar an der Thür stehen geblieben, um zu lauschen.

Sobald sie nun das Wort „Gefahr“ hörte, öffnete sie rasch die Thür, trat leichenblaß und aufgeregt herein und fragte mit stockendem Athem:

„Von einer Gefahr sprachen Sie, die meinem Verlobten droht? Worin besteht sie? Lassen Sie mich sie wissen! Ach, spannen Sie mich durch Ihr Schweigen nicht so auf die Folter!“

Dabei erhob sie flehend die Hände und ihre schönen Augen richteten sich bittend auf Benoni.

Dieser fühlte sich von der innigsten Theilnahme für das schöne Mädchen ergriffen, aber dennoch antwortete er nicht sogleich.

Er überlegte, ob er Melanie auf der Stelle die ganze Wahrheit sagen, oder ob er sie nur im Allgemeinen warnen sollte.

Nach kurzem Besinnen entschloß er sich zu dem Letztern.

Er glaubte, und nicht ohne Grund, Melanie zu große Angst zu verursachen, wenn er ihr offen mittheilte, daß das Leben ihres Geliebten bedroht sei.

Daher sagte er, der Beantwortung ihrer Frage halb ausweichend: „Vielleicht ist die Gefahr nicht so groß, wie ich mir einbilde. Der Herr Graf wird darüber am besten selbst urtheilen können, deshalb bitte ich Sie, Signora, wenn er Sie diesen Abend noch besuchen sollte, ihn nicht eher fortzulassen, hören Sie wohl, ja nicht fortzulassen, bis ich zurückgekehrt bin, um ihm mitzutheilen, um was es sich handelt. Wollen Sie mir das versprechen, Signora?“

„Gewiß! Gewiß!“ versicherte Melanie. „Aber sagen Sie mir doch lieber, worin die Gefahr besteht.“

„Jetzt nicht! Jetzt nicht!“ erwiderte Benoni abweh-

rend. „Es würde Sie zu sehr beunruhigen, und das vielleicht ganz unnütz! Also Sie lassen ihn nicht fort, bis ich wieder hier bin! Nicht wahr?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte er hinweg und ließ sie in einer unbeschreiblichen Unruhe zurück.

Der ehrliche Mensch bedachte in seinem Mangel an Lebenserfahrung nicht, daß in den meisten Fällen nichts peinigender ist als die Ungewißheit. Melanie würde gewiß dem Erscheinen ihres Verlobten mit mehr Ruhe entgegengesehen haben, hätte sie gewußt, worin die ihm drohende Gefahr bestand.

Die Ungewißheit, in welcher sie sich befand, steigerte daher ihre Unruhe von Minute zu Minute.

Sie war ohnehin, da Mastaï sonst nie bis zu so später Stunde mit seinem Besuche bei ihr zu zögern pflegte, schon besorgt gewesen, es möchte ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein.

Dazu kam noch, daß auch ihr Bruder ungewöhnlich lange ausblieb, und daß sie daher auch seinetwegen in Besorgniß schwebte.

Diese war übrigens um so mehr gerechtfertigt, da man täglich von Gewaltmaßregeln hörte, welche gegen die bekannten Anhänger der Franzosen geübt worden waren, zu denen Mercoeur, noch überdies ein Landsmann der gehaßten Eroberer, ganz besonders gehörte.

Melanie befand sich deshalb in einem schwer zu beschreibenden Seelenzustande, und kaum ihrer Sinne mächtig, ging sie, von stets wachsender Angst gefoltert, bald im Zimmer auf und nieder, bald trat sie an das Fenster, riß es auf und sah hinaus, ob ihr Bruder oder Mastaï noch immer nicht kämen, obgleich die Dunkelheit es ihr unmöglich gemacht haben würde, sie zu erkennen; bald wieder sank sie wie entkräftet auf das Sopha nieder, barg das Gesicht in beide Hände und malte sich die finstersten Bilder aus.

Unterdessen eilte der treue Benoni, von kaum geringerer Besorgniß um seinen geliebten jungen Herrn ergriffen, nach der Wohnung der Gräfin Mastaï zurück, in der Hoffnung, den Sohn der edlen Frau jetzt zu Hause zu finden.

Vergebens. Er war noch immer nicht zurückgekehrt. Benoni fand die Gräfin in Todesangst, denn von befreundeter Seite war ihr mitgetheilt worden, es sei ein Verhaftsbefehl gegen den jungen Offizier der französischen Nobelgarde erlassen worden, und nur zu wohl wußte man, welche Folgen ein solcher in dieser Zeit der Reaction haben konnte, während welcher der heilige Vater alle Zügellosigkeiten einer sehr unheiligen Rachsucht üben ließ, oder wenigstens ungestraft gestattete, wenn er dazu nicht selbst Veranlassung gab oder Befehl ertheilte.

Nur die schleunigste Flucht konnte hier Rettung bringen, und zum Glück waren dazu schon seit einiger Zeit alle Vorbereitungen getroffen, sodaß ihrer augenblicklichen Ausführung nichts im Wege stand.

Wo aber blieb ihr Sohn?

Schon hatte sie in der Herzensangst ihrer Mutterliebe verschiedene Diener nach ihm ausgeschickt, als Benoni ihr die neue, noch ungleich größere Gefahr verkündete, die drohend über dem Haupte des jungen Grafen schwebte.

Die Gräfin fühlte sich vollkommen rathlos, was sie in dieser äußersten Noth beginnen solle, als endlich der junge Graf nach Hause zurückkehrte.

Auch er befand sich in heftiger Aufregung, denn er hatte ebenfalls beunruhigende Gerüchte vernommen, und um bestimmtere Nachrichten einzuziehen, war er so lange ausgeblieben. Da traf ihn zufällig einer der Boten seiner Mutter und er säumte nicht, zu ihr zu eilen, so sehr sein Herz ihn auch zu Melanie zog.

Kaum war er eingetreten, als die Gräfin ihm weinend um den Hals fiel und ihn unter den heftigsten Liebkosungen mit ihren Küssen bedeckte.

„Flieh, flieh, mein Sohn!“ rief sie dann, „denn nur durch Flucht kannst Du dem Gefängnisse oder dem Mörderdolche entgehen.“

Sie theilte ihm hierauf in geflügelter Hast mit, was sie über seine beschlossene Verhaftung wie über seine beabsichtigte Ermordung erfahren hatte, und rief dann nochmals:

„Flieh! Flieh augenblicklich, mein theurer Sohn! Du weißt, daß Dir durch unsere Familienverbindungen eine Anstellung in der Armee Oesterreichs gesichert ist, allein all unser Einfluß würde für den Augenblick hier nicht hinreichen, Dich einer jahrelangen Haft oder gar dem Tode zu entreißen!"

„Ich weiß das, meine geliebte Mutter", entgegnete der junge Mann, indem er ehrerbietig die Hand der Gräfin an seine Lippen zog. „Ich erkenne daher selbst die schleunigste Flucht als das einzige Mittel an, mich einer willkürlichen Verhaftung und einer noch willkürlichern Bestrafung zu entziehen. Aber wenn die drohenden Gefahren auch noch ungleich größer wären, könnte ich Rom dennoch nicht verlassen, ohne von meiner geliebten Melanie Abschied zu nehmen, ohne ihr die Versicherung meiner Treue noch einmal zu wiederholen, da die Verhältnisse es leider nicht gestatten, unsere Verbindung schon so bald zu schließen, wie wir es beabsichtigt hatten!"

Erschrocken rief die Gräfin bei dieser Aeußerung ihres Sohnes:

„Ich begreife Deinen Wunsch, mein Sohn, ich erkenne Deine Berechtigung zu demselben, ich ehre Deine Gefühle, aber dennoch beschwöre ich Dich, gib diesen Vorsatz auf und säume nicht eine Minute mit Deiner Flucht!"

„Mutter", sagte der junge Graf, „können Sie wirklich ein solches Verlangen an mich stellen? Was müßte Melanie, was ihr Bruder von mir denken, wenn ich ohne Abschied von ihnen Rom verließe! Wie verächtlich müßte ich mir selbst erscheinen, könnte ich aus feiger Furcht für meine Freiheit, ja selbst für mein Leben die Erfüllung dieser heiligen Pflicht vernachlässigen!"

„Ich selbst will Dich gleich morgen früh entschuldigen!" rief die Gräfin ängstlich. „Ich werde dem Bruder sowie der Schwester begreiflich machen —"

„Mutter, nur das verlangen Sie nicht von mir!" fiel der junge Graf ihr ins Wort. „Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen; ich muß von Melanie Abschied nehmen."

„Meiner bangen Seele ahnt, daß aus diesem Schritte schweres Unglück entstehen wird!" sagte die Gräfin mit tief bekümmertem Herzen.

„Mag es immerhin!" rief ihr Sohn in heftiger Aufregung. „Und gälte es selbst meinen Tod, ich vermöchte es nicht, Rom ohne Abschied von Melanie zu verlassen!"

„Nun, so geschehe es denn, wie Du es willst", entgegnete die Gräfin mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer; „und die Gnade Gottes möge das Unheil abwenden, das mir von diesem Schritte ahnt!"

„Amen!" stimmte der junge Graf bei und griff nach seinem Hute, um seinen Vorsatz auszuführen.

„Versprich mir wenigstens", rief die bekümmerte Mutter dem Davoneilenden nach, „Dich sobald als möglich loszureißen, damit nicht durch einen unheilvollen Zufall Deine Flucht verhindert wird!"

„Das verspreche ich Ihnen, meine geliebte Mutter!" rief er zurück. „Spätestens in einer Stunde bin ich wieder hier!"

Damit war er verschwunden.

IV.

Finstere Wolken.

Als Graf Mastaï seine Mutter verlassen und die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, wendete die Gräfin einen flehenden Blick zum Himmel und es lag in ihren thränenumflorten Augen ein ganzes inbrünstiges Gebet.

Stumm schloß der treue Benoni sich demselben an, indem er fromm die Hände faltete und theilnahmvolle Blicke auf seine geliebte Gebieterin richtete.

Die Gräfin gab sich indeß nur einen Augenblick der Art von Betäubung hin, in welche die rasche Entfernung ihres Sohnes sie versetzt hatte.

Schnell raffte sie sich auf und rief Benoni mit ängstlichem, beinahe flehendem Tone zu:

„Eile ihm nach; schütze sein Leben und sei reichen Lohnes gewiß!“

Es hätte bei dem treuen Diener eines solchen Befehls, eines solchen Versprechens nicht bedurft, denn auch ohne die Aussicht auf eine reiche Belohnung würde

er Alles, was in seinen Kräften stand, gethan haben, um den Sohn seiner theuren Herrin zu retten.

Er nahm daher ohne Säumen zwei Diener mit sich, auf deren Treue und Entschlossenheit er sich verlassen konnte; alle drei bewaffneten sich und eilten sodann dem Grafen Mastaï nach.

Sie holten ihn ein, noch ehe er die Orvietostraße erreichte, und das war vielleicht ein Glück für ihn, denn schon wartete Marco in der Nähe des Hauses auf ihn.

„Seien Sie ohne Sorgen, Herr Graf!" flüsterte Benoni dem jungen Manne zu, als dieser in die Thür treten wollte. „Wir wachen hier über Sie und es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden. Aber weilen Sie nicht zu lange, sonst möchte die Frau Gräfin vor Angst vergehen, und es könnte zu Ihrer Flucht zu spät werden."

„Sorge nicht, Du treue Seele", sagte hastig der junge Graf und flog die Treppe hinan.

Benoni und seine beiden Begleiter zogen hierauf den Hut über die Augen herab und den Mantel in das Gesicht hinauf und gingen dann gerade auf Marco zu, dem sie sich mit einer so drohenden Haltung zur Seite stellten, daß der Schurke, feig wie die meisten Bösewichter in ähnlicher Lage, für sein eigenes Leben zu zittern begann und sich mit scheuen Blicken entfernte, doch nur

so weit, daß er das Haus Mercoeur's im Auge behalten konnte.

Benoni folgte ihm nicht, sondern begnügte sich damit, auf seinem Posten zu bleiben, überzeugt, daß der Mörder es unter solchen Umständen nicht wagen würde, seinen Auftrag zur Ausführung zu bringen.

Währenddessen hatte Melanie auf der Treppe die eiligen Schritte ihres Geliebten erkannt, und als derselbe die Thür öffnete, flog sie ihm entgegen und umschlang ihn mit beinahe krampfhafter Heftigkeit.

„Gott und die heilige Jungfrau seien gelobt, daß ich Dich unversehrt sehe, mein Geliebter!" rief sie, bedeckte seinen Mund mit glühenden Küssen und hing wie außer sich an seinem Halse.

„Meine Melanie!" rief er, indem er ihre Küsse mit gleichem Feuer erwiderte. „Kennst Du schon das grausame Geschick, daß wir uns trennen müssen?"

„Trennen?" wiederholte sie erschrocken. „Kannst Du das fürchterliche Wort so ruhig aussprechen? Und weshalb denn?"

„Weil meine Freiheit, mein Leben bedroht ist!" entgegnete er.

„Ja, dann mußt Du fort!" stammelte sie erblassend. „Aber nur nicht gleich! Noch eine Viertelstunde mußt Du mir schenken, daß ich mich an den fürchterlichen Ge-

danken gewöhnen kann, vielleicht für längere Zeit von Dir getrennt zu sein!"

Inniger schmiegte sie sich an ihn an, und sie bedurfte dieser Stütze, denn ihre Kniee schwankten. Sorglich geleitete er sie zum Sopha, auf dem er an ihrer Seite sich niederließ.

„Meine Melanie", sagte er sanft, indem er den Arm um ihren Leib schlang, „beruhige Dich! So Gott will, währt die Trennung nicht lange, und bald, recht bald hole ich Dich nach als mein geliebtes Weib!"

„Nein, nein!" rief sie hastig; „mir sagt eine finstre Ahnung, daß ich nie, nie Dein sein werde, daß Du mir mit dieser unheilvollen Stunde für immer geraubt wirst."

Voll Kummer über die ihnen bevorstehende grausame Trennung und doch wieder selig im gegenseitigen augenblicklichen Besitze, saßen Sie, Alles um sich her vergessend, bis der Ernst der Gegenwart wieder mahnend an sie herantrat. Ein mehrmaliges verstärktes Klopfen schreckte sie empor. Leise öffnete sich die Thür, und Benoni steckte den Kopf herein.

„Verzeihung, wenn ich störe", sagte er, „aber ich habe wiederholt geklopft, ohne gehört zu werden."

Dann trat er vollends herein und sagte mit dem Tone dringender Bitte: „Lieber, theurer Herr Graf, ich

beschwöre Sie, nicht länger zu säumen, denn die Gefahr wächst mit jeder Minute. Ich sah, wie der verruchte Mörder mit einigen verdächtig aussehenden Menschen, die vorübergingen, heimlich flüsterte, und ich fürchte, daß, wenn Sie sich nicht bald entfernen, er Gehülfen bekommt, die es wagen, einen gewaltsamen Angriff auf Sie zu machen, und wir würden dann vielleicht nicht im Stande sein, Sie gegen die Ueberzahl zu vertheidigen."

Bei dieser Mittheilung rief, sich selbst und ihren eigenen Kummer vergessend, Melanie aus: „Ja, mein Geliebter, zögere nicht länger, Dein theures Leben in Sicherheit zu bringen!"

Mit diesen Worten drängte sie ihn mit heldenmüthiger Selbstverleugnung der Thür zu, indem sie bat: „Eile! Flieh! Schreibe uns bald!"

Halb widerstrebend gab Mastaï ihrem Drängen nach. Noch einen Kuß preßte er auf ihre Stirn, dann sagte er: „Lebe wohl! Auf baldiges Wiedersehen!" und im nächsten Augenblicke hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen.

„Nie! nie! Das sagt mir eine fürchterliche Ahnung!" hauchte sie mit erlöschender Stimme, sank auf das Sopha nieder und vergrub wieder das Gesicht in beide Hände.

Es währte einige Minuten, bis ein Strom von Thränen ihrer gepreßten Brust einige Erleichterung verschaffte.

Dann wankte sie nach ihrem Zimmer, um hier im inbrünstigen Gebete Trost und Kraft zu finden.

Ihrem Bruder ließ sie sagen, sie wünschte wegen heftigen Kopfschmerzes der Ruhe zu genießen, er möchte aber ihretwegen unbesorgt sein.

Mercoeur kam erst spät und in sichtlicher Verstimmung zurück.

Als er die Mittheilung seiner Schwester vernahm und der Diener ihm zugleich sagte, der Graf Mastaï habe plötzlich abreisen müssen, wußte er sich das Unwohlsein Melanie's zu erklären, und er ehrte ihren Schmerz, indem er ihr ungestörte Ruhe gönnte.

Als er sich am nächsten Morgen nach ihrem Befinden erkundigte, fand er sie zwar blaß und angegriffen, dabei aber ruhig und gefaßt.

Als sie ihrem Bruder erzählte, durch welche dringende Umstände ihr Verlobter zu augenblicklicher Flucht gezwungen worden wäre, sagte Mercoeur ruhig: „Er hat sehr recht gethan, wenn ich ihn auch gern zuvor noch gesprochen hätte, um für alle möglichen Fälle mit ihm wegen Deiner Zukunft mehrseitige Verabredungen zu treffen."

Er schien in Nachdenken zu versinken und fügte erst nach einer längern Pause hinzu: „Wir leben in einer bösen, sehr bösen Zeit, meine liebe Melanie, und nach den Beispielen, die wir bereits erlebt haben und die täglich

von allen Seiten vermehrt werden, würde es besser sein, den Rothhäuten Amerikas als Kriegsgefangener in die Hände zu fallen, oder von den Schweißhunden der Sklavenhalter gehetzt zu werden, als die Rache der frommen Diener des heiligen Vaters auf sich zu ziehen."

„Aber weshalb suchen wir dann nicht dieser Gefahr ebenfalls durch die Flucht zu entgehen?" fragte Melanie.

„Das soll auch geschehen, liebe Schwester", entgegnete Mercoeur, „und ich kam eben zu Dir, um Dich zu bitten, Deine Vorbereitungen so zu treffen, daß wir Rom morgen im Laufe des Tages oder sogar noch diese Nacht verlassen können.

„Meine Vorbereitungen werden keine lange Zeit in Anspruch nehmen", versicherte Melanie, „denn ich denke, daß alle auffallenden Reiseanstalten vermieden werden müssen, und daß wir daher nur das Werthvollste und Unentbehrlichste mit uns nehmen können."

„Sehr verständig geurtheilt, mein kluges Schwesterchen", sagte Xaver, indem er Melanie liebkosend die bleichen Wangen streichelte.

„Du weißt", fuhr er dann fort, „daß ich schon seit einiger Zeit Vorkehrungen getroffen habe, durch welche ich eine glückliche Flucht für gesichert halten darf."

„Wenn das ist", sagte Melanie, „so laß uns doch

nicht länger zögern. Was kann uns denn jetzt noch in Rom zurückhalten?"

„Du meinst wohl mit diesem „jetzt", nachdem Mastaï es verlassen hat?" entgegnete Xaver lächelnd, denn so ernst auch die Lage war, konnte er seine scherzhafte, neckende Laune nicht ganz verleugnen.

„Ach, Bruder", sagte Melanie ernst, „wie kannst Du denn jetzt noch zu scherzen Lust haben?"

„Du weißt ja, daß das meine schwache Seite ist, liebe Melanie", sagte er. „Ich gestehe Dir aber in allem Ernste, daß mich in Rom schon seit drei Tagen nur noch eine Versammlung unserer Loge zurückhält, die heute Abend stattfinden soll, um die letzten Verabredungen zu treffen, auf welche Weise wir in der nächsten Zeit, die uns nach allen Richtungen auseinandergesprengt finden wird, wirken und in Verkehr bleiben wollen."

„Ist es aber unter den gegenwärtigen Umständen nicht zu gefährlich, eine Loge zu halten?" fragte Melanie voll Besorgniß. „Du weißt ja, daß Pius VII. die Carbonari und die Freimaurer für seine gefährlichsten Feinde hält und daß er geschworen hat, beide Sekten ohne Gnade und Barmherzigkeit zu vertilgen."

„Sei unbesorgt, liebe Schwester", beruhigte sie Mercoeur. „Wir halten unsere Versammlungen jedesmal

an einem andern Orte. Außerdem sind unsere Logenbrüder so zuverlässig, daß wir in dieser Beziehung keine Gefahr zu fürchten haben."

„Und wenn unter der großen Zahl sich ein Verräther fände?"

„Das ist nicht zu befürchten", versicherte Mercoeur sorglos.

Wir wissen, wie sehr er in dieser Beziehung irrte und daß der Versammlungsort dieses Abends bereits verrathen und die gewaltsame Aufhebung der ganzen Versammlung beschlossen war.

Benoni wußte von diesem Beschlusse. Wie kam es nun, daß der treue Mensch, der Alles an die Rettung seines jungen Herrn gesetzt hatte, die Freunde desselben, von denen er wußte, wie theuer sie ihm waren, nicht ebenfalls vor der ihnen drohenden Gefahr warnte?

Er hätte dadurch viel Unglück verhindern, manches Familienglück erhalten, manches edle Leben dem Kerker, den Galeeren oder dem Henkerbeile entziehen können.

Es war nicht böse Absicht des redlichen Menschen, daß er diese heilsame Warnung unterließ, und daß er es gethan, darüber machte er sich später die heftigsten Vorwürfe.

Er hatte die Gefahr, von welcher die Freunde Mastaï's bedroht wurden, über der seiner Meinung nach viel

größern vergessen, in welcher der junge Graf schwebte.

Ja, wir müssen es gestehen, Benoni dachte selbst nach der glücklich vollbrachten Flucht Mastaï's mit keiner Silbe an das, was er von der beabsichtigten Aufhebung der Freimaurerversammlung gehört hatte, sonst würde er nicht einen Augenblick gesäumt haben, zu Mercoeur zu eilen, um ihm mitzutheilen, was er wußte.

Als daher die Stunde zur Abhaltung der Loge herannahte, ging Mercoeur zu seiner Schwester und sagte: „Liebe Melanie, ich würde es gern sehen, wenn Du bei Lyncker's Frau bliebest, während ich mit ihm in unsere Versammlung gehe; denn in dieser gefährlichen Zeit möchte ich nicht gern, daß Du allein zu Hause bliebest."

„Lieber Xaver", entgegnete Melanie mit trübem Lächeln, „welchen Schutz könnte mir die Lyncker gewähren?"

„Schutz allerdings nicht", entgegnete ihr Bruder, allein Ihr könnt Euch doch gegenseitig unterhalten; zerstreuen, und auch das ist schon viel werth in einer Zeit, in welcher man oft unwillkürlich von bangen Erwartungen ergriffen wird. Du thätest mir daher einen Gefallen, wenn Du meinen Wunsch erfülltest."

„Wenn das ist", entgegnete Melanie, „so thue ich es gern. Warte nur einen Augenblick. Gleich bin ich zum Ausgange bereit."

„Noch eins!“ sagte ihr Bruder, als sie der Thür schon nahe stand. „Nimm das Kästchen mit Deinem Schmuck und den andern Werthsachen mit Dir.“

Erschrocken kehrte Melanie um zu ihrem Bruder, ergriff dessen beide Hände, sah ihm ängstlich forschend ins Gesicht und fragte: „Xaver, ist denn irgend etwas vorgefallen, was Du mir verschweigen willst? Gehst Du auch nicht einer großen Gefahr entgegen?“

„Das nicht, liebe Schwester“, entgegnete er, sie beruhigend, „aber die Umstände erfordern die größte Vorsicht. Wir müssen jeden Augenblick auf das Schlimmste gefaßt sein, deshalb trage ich auch an Wechseln und Werthpapieren bei mir, was ich zu Gelde machen konnte, ohne Aufsehen zu erregen oder zu große Verluste zu erleiden.“

„Aber wenn Du nun gefangen genommen würdest?“ rief Melanie voll Besorgniß.

„Ja, dann machte man bei mir allerdings eine ganz anständige Beute“, entgegnete ihr Bruder. „Uebrigens“, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „danke ich Dir, daß Du mich auf eine solche Möglichkeit aufmerksam gemacht hast. Damit für diesen Fall die Beute nicht zu groß werde, Du auch nicht in Verlegenheit gerathen kannst, wenn ich Dir unerwartet entrissen werden sollte, will ich Dir einen Theil meines Reichthums zur Aufbewahrung übergeben.“

Nach diesen Worten nahm er aus einer geheimen Tasche in dem Futter seines Rockes eine Anzahl Papiere und übergab sie Melanie.

„Da, nimm das“, sagte er dabei, „und verschließe es in Dein Schmuckkästchen. Doch rathe ich Dir, wohl darauf Acht zu geben, denn die Summe ist nicht gering.“

Melanie nahm gleichgültig die Papiere in Empfang und verließ das Zimmer.

„Was nur dem Mädchen ist!“ sagte Mercoeur, indem er mit besorgtem Blicke seiner Schwester nachsah. „Seit gestern ist sie wie umgewandelt! Jede Spur ihrer sonstigen Heiterkeit ist verschwunden und ihre Augen sind von Thränen geschwollen. Sollte sie sich wirklich die Trennung von Mastaï so zu Herzen nehmen, oder noch irgend ein anderer, ein geheimer Kummer ihr Herz bedrücken? Ich muß gleich morgen den Versuch machen, ihr volles Vertrauen zu gewinnen.“

Er wurde in seinem Selbstgespräche durch die Rückkehr Melanie's gestört, welche sich zu dem Ausgange fertig gemacht hatte und das jetzt doppelt werthvolle Kästchen unter dem Arme trug.

„Ich bin bereit“, sagte sie.

„So laß uns gehen!“ entgegnete ihr Bruder, und beide verließen ihr Haus, um sich zu Lynckers zu begeben.

V.

Schicksalsschläge.

Als Mercoeur und Melanie zu Lyncker kamen, wartete dieser schon auf seinen Freund. Nicht ohne bange Besorgniß sahen die Damen die beiden Männer scheiden.

„Komm so bald als möglich zurück, Gustav", bat mit einem Abschiedskusse Lyncker's Frau.

„Gewiß, mein geliebtes Weib!" versicherte er.

„Laß Dich auch auf keine gefährliche Unternehmung ein!" bat sie weiter.

„Sei ohne Sorgen! Unsere Besprechung ist durchaus friedlicher Natur!"

Mit dieser Versicherung ging er zur Thür hinaus.

Mercoeur wollte ihm folgen, da eilte Melanie ihrem Bruder nach, umarmte ihn mit einer Heftigkeit, die sonst nicht in ihrem Charakter lag, und sagte in flehendem Tone: „Bedenke, Xaver, daß Du meine einzige Stütze bist."

„Und Mastaï?“ fragte er im Tone des Vorwurfs.

„Ihn sehe ich nie wieder!“ entgegnete Melanie seufzend. „Und wenn nun auch Du—“

Sie wagte es nicht, den Gedanken auszusprechen.

„Sei kein Kind!“ ermahnte sie Mercoeur. „In wenigen Stunden kehren wir aus der Loge zurück und morgen um diese Zeit sind wir weit von Rom entfernt in Sicherheit!“

„Das gebe Gott!“ sagte Melanie.

Die Thür schloß sich hinter den beiden Männern.

Die beiden Frauen blieben allein zurück.

Wortarm saßen beide nebeneinander, ihren trüben Gedanken nachhängend.

Zwar hatte die Frau Lyncker's nicht so begründete Ursache zum Kummer wie Melanie, welche von einer geheimen, ihr selbst kaum erklärlichen Angst gefoltert wurde, aber auch sie sah mit banger Sorge der Zukunft entgegen.

Stand sie doch im Begriff, aus allen ihren bisherigen Verhältnissen gewaltsam und bedroht von Gefahren mannichfacher Art herausgerissen zu werden und einem dunkeln, ungewissen Schicksale entgegenzugehen.

Denn auch Lyncker war zu dem Entschlusse gekommen, Rom zu verlassen, ohne auf die bedeutenden Verluste zu achten, die damit verbunden waren.

Zwar glaubte er als Deutscher weniger gefährdet zu sein wie sein Freund Mercoeur, der geborene Franzose; allein gleich diesem war er nicht nur als Anhänger der französischen Verwaltung, sondern auch als Freimaurer bekannt, also von doppelter Gefahr bedroht.

Seine Eigenschaft als Protestant steigerte noch diese Gefahr, und er hatte daher seine Anstalten so getroffen, daß er jeden Augenblick die Flucht ergreifen konnte.

Das wußte seine Frau wohl; mißlang aber die Flucht, so machte er sich durch dieselbe in den Augen der päpstlichen Behörden nur noch strafbarer.

Und die Flucht selbst, wie viele neue Gefahren noch unbekannter Art konnte sie mit sich führen, da man allgemein von der neuen Unsicherheit der Landstraßen hörte, nachdem dieselbe unter der französischen Verwaltung so gut wie ganz verschwunden war.

An alles das dachte Frau Lyncker mit um so größerer Besorgniß, da die Reise durch ihren kleinen, kaum zwei Jahre alten Knaben ohnehin schon mit besondern Beschwerlichkeiten verbunden war.

Unter solchen Umständen war die Unterhaltung zwischen Frau Lyncker und ihrem Besuche nur sehr spärlich, so innig vertraut sie auch sonst mit Melanie war.

Alle Augenblicke stockte das Gespräch, welches sich ohnehin nur auf wenige einzelne Worte beschränkte, und

träge verfloß die Zeit bis zu der gehofften Rückkehr Lyncker's und seines Freundes.

Als aber die Stunde vorüber war, welche die Männer als äußersten Termin ihres Ausbleibens bezeichnet hatten, wurden die Freundinnen aus ihrem trägen Sinnen aufgeschreckt, und in lebhaftem Austausch von Worten theilten sie sich gegenseitig ihre Angst mit, suchten sie sich gegenseitig Trost zuzusprechen und Beruhigung zu gewähren.

Aber bald wurde dies Bemühen vergeblich.

Wie am vergangenen Abend, so wuchs auch an diesem bei Melanie von Minute zu Minute die Unruhe, die Aufregung.

Wie sie am gestrigen Abend den Geliebten, den Verlobten verloren hatte, für immer, wie sie fürchtete, so glaubte sie an diesem auch den Verlust des geliebten Bruders beweinen zu müssen.

Hatte sie doch bei seiner Entfernung eine eben solche eigenthümliche und unerklärliche Beklemmung empfunden, wie am vergangenen Tage bei dem Abschiede von Mastaï.

Ihre Vermuthung aber wurde für sie zur Gewißheit, als bereits Mitternacht vorüber war und die beiden Männer immer noch nicht kamen.

Frau Lyncker war im Anfange verhältnißmäßig ruhiger

gewesen als ihre Freundin; bald aber steckte Melanie sie mit ihrer Furcht an und nun überstieg ihre Angst beinahe die der Schwester Mercoeur's.

Rathlos, händeringend fanden die beiden Frauen an keinem Platze Ruhe, und ihre Lage war um so verzweiflungsvoller, da sie durchaus nicht wußten, was sie beginnen sollten, um sich Gewißheit über das Schicksal ihrer Lieben zu verschaffen.

Endlich, es war beinahe ein Uhr früh, ertönten eilige Schritte auf dem Straßenpflaster durch die Stille der Nacht.

Beide Freundinnen lauschten gespannt, als die ersten Töne erklangen, als sie aber deutlicher wurden und näher kamen, sprangen sie zugleich auf, eilten an die Fenster, rissen sie auf und schauten hinaus in die Nacht.

„Sie sind es nicht!" seufzte Melanie.

„Nein, es ist nur einer!" stimmte Frau Lyncker bei.

Dennoch blieben sie in ängstlicher Erwartung im Fenster liegen.

Bald konnten sie eine menschliche Gestalt unterscheiden, und wenn sie auch die Züge des Gesichts nicht zu erkennen vermochten, so sahen sie doch, daß der nächtliche Wanderer mehr lief als ging.

Dabei schien es, als blickte er zuweilen hinter sich, wie wenn er fürchtete verfolgt zu werden.

Sein Gang war schwankend; er schien sogar zu taumeln und immer nach wenigen Schritten schon blieb er einige Secunden stehen, offenbar, um Athem zu schöpfen.

Mit athemloser Spannung warteten Frau Lyncker und Melanie darauf, ob der Flüchtling, denn ein solcher war der Mann ohne Zweifel, an dem Hause vorübergehen würde.

Doch nein!

Er blieb an der Thür desselben stehen, blickte noch einmal scheu zurück, und als er die Straße weithin leer saß, riß er heftig an der Hausklingel.

Es verging mehr als eine Minute, bevor die Thür geöffnet wurde und der Mann eintrat.

Hinter ihm flog die Thür augenblicklich wieder in das Schloß.

Frau Lyncker und Melanie hatten in der Dunkelheit nicht zu erkennen vermocht, ob der nächtliche Wanderer Mercoeur oder Lyncker sei, aber war er auch keiner von beiden, so zweifelten sie doch keinen Augenblick, daß er in deren Auftrag komme, um ihnen Nachricht zu bringen.

Ihre Ungeduld gestattete ihnen nicht zu warten, bis er zu ihnen heraufgekommen sein würde. Sobald sie ihn die Klingel ziehen sahen, ergriff Frau Lyncker die Lampe und eilte die Treppe hinab.

Melanie folgte ihr auf dem Fuße.

Als sie die letzte Stufe derselben erreichte, mußte sie sich an dem Treppengeländer festhalten, um nicht umzusinken.

Der grelle Schein der Lampe beschien das bleiche, blutbedeckte Gesicht Lyncker's, der in diesem Augenblicke in das Haus trat.

„O mein Gott!“ schrie Frau Lyncker vor Schreck hell auf, die Lampe entfiel ihrer Hand, zerbrach klirrend am Boden, und sie schloß den zusammenbrechenden Gatten in ihre Arme, ihn so vor dem Falle bewahrend.

Die Kräfte des Flüchtlings hatten nur eben ausgereicht, ihn bis zu dem schützenden Asyle zu tragen.

In dem Augenblicke, als er dasselbe betrat, verließen sie ihn und mit dem leisen Ausrufe: „Gerettet!“ sank er seiner Frau in die Arme.

Das matt flimmernde Lämpchen in der Loge des Pförtners beschien nur spärlich den ergreifenden Auftritt.

Keines Wortes mächtig standen die vier Gestalten da wie Bildsäulen, und selbst der Pförtner zitterte heftig, als er seinen Herrn so leichenblaß und blutend in den Armen seiner Gattin hängen sah.

Lyncker hatte indeß, seiner Erschöpfung ungeachtet, das Bewußtsein nicht verloren, und leise stammelte er, indem er mühsam eine Art von Lächeln erzwang:

„Mein geliebtes Weib, nur wenig fehlte, und Du hättest mich nie wiedergesehen!“

Melanie hatte sich jetzt von der ersten Betäubung des Schreckens erholt und mit erstickter Stimme, welche die Furcht vor dem, was sie hören sollte, kaum verständlich machte, fragte sie: „Wo ist mein Bruder? Was ist aus Xaver geworden?“

„Liebe Melanie“, sagte Lyncker, indem er sich anstrengte, ihr zu antworten, „fürchten Sie nicht das Schlimmste. Ihr Bruder lebt und ist unverletzt. Gönnen Sie mir nur eine kurze Zeit der Erholung und Sie sollen Alles erfahren!“

Er hatte diese Worte nur in einzelnen Absätzen und mühsam hervorgestoßen, so erschöpft war er.

Melanie erkannte ungeachtet ihrer Seelenangst, daß es eine unverantwortliche Grausamkeit sein würde, wollte sie in diesem Augenblicke mit Fragen weiter in den Gatten ihrer Freundin dringen.

Sie bezwang daher ihre Sehnsucht, etwas Näheres über das Schicksal ihres Bruders zu erfahren, und unterstützte theilnahmvoll die tiefbekümmerte Frau dabei, den Verwundeten die Treppe hinaufzuführen.

Als sie das Zimmer erreichten, wurde der Erschöpfte zu dem Sopha geleitet und auf demselben in eine möglichst bequeme Lage gebracht.

„Vor allen Dingen ein Glas Wein", bat er; „ich bedarf der Stärkung und kann mir keine Ruhe gönnen, denn noch vor Tagesanbruch müssen wir Rom verlassen haben, oder ich entgehe schwerlich den päpstlichen Schergen!"

Kaum ihrer Sinne mächtig besorgten die beiden Frauen, die nach der Weise ihres Geschlechts durch das erschütternde Ereigniß den Kopf beinahe gänzlich verloren hatten, was der Verwundete von ihnen verlangte.

Lyncker selbst mußte alle Anordnungen treffen, denn seine Frau sowohl wie Melanie waren zu jeder Selbstthätigkeit unfähig.

Als Lyncker sich durch einige Gläser Wein gestärkt hatte, ließ er seine Wunde wenigstens oberflächlich verbinden.

Dazu reichte die ungeübte und zitternde Hand seiner Frau, geleitet durch seine Weisungen, hin, denn die Wunde bestand nur in einem leichten Säbelhiebe über den Kopf, und mehr der Blutverlust als die Verletzung selbst hatte ihm die Kräfte geraubt.

Während alles dessen verlor er die Geistesgegenwart nicht, und seinen Anordnungen allein war es zu danken, daß neben der persönlichen Sorge für ihn, welche seine Frau und Melanie gemeinschaftlich übernahmen, die Diener noch mancherlei Vorkehrungen treffen konnten,

um ohne Zeitverlust die Flucht zur Ausführung zu bringen.

Als diese Vorbereitungen getroffen waren und er sich von seiner Erschöpfung einigermaßen erholt hatte, erkannte er aus den ängstlich auf ihn gerichteten Blicken Melanie's, wie sehr sie sich danach sehnte, etwas Näheres über das Geschick ihres Bruders zu erfahren, ohne daß sie es gleichwohl wagte, ihn mit erneuten Fragen zu bestürmen.

Er rief daher die scheu in der Ferne von seinem Lager Stehende sowie seine Frau heran und sagte: „Hört nun, was uns begegnet ist, Mercoeur und mir, seit wir uns von Euch trennten.

Wir gingen von hier aus gerades Weges nach dem Spanischen Platze, wo unsere Versammlung stattfinden sollte.

Wir beobachteten durchaus keine Vorsicht, da wir nicht glaubten, daß das Geheimniß unseres Versammlungsortes verrathen sei, und daher meinten, durch scheinbare Unbefangenheit jeden Späher am besten irre zu leiten.

Gleichwohl argwöhnten wir aus verschiedenen Anzeichen, je mehr wir uns dem Versammlungsorte näherten, daß wir nicht ganz unbeobachtet wären; es folgten uns, wenn auch mit scheinbarer Unbefangenheit, ein paar Menschen, die uns nicht aus den Augen

zu lassen schienen, obgleich sie hier und dort stehen blieben, um sich bald dies, bald jenes zu betrachten.

Ich machte Mercoeur darauf aufmerksam, aber er verlachte mich wegen meiner unbegründeten Furcht, und so betraten wir denn das zu der vorläufig letzten Versammlung unseres Ordens ausersehene Haus.

Die meisten Mitglieder waren schon zugegen, die noch erwarteten kamen bald und nur wenige blieben aus.

Unsere Berathungen wurden in großer Ruhe beendigt und schneller, als wir selbst erwartet hatten. Eben standen wir im Begriffe uns zu trennen, als plötzlich die Thür des Versammlungssaales aufgerissen wurde und ein Schwarm von Polizeiagenten hereindrang, begleitet von zahlreichen Soldaten.

Wir waren alle unbewaffnet oder höchstens mit einem Dolche versehen, an Widerstand daher nicht zu denken. Der erste Gedanke, der sich unserer bemächtigte, war deshalb, uns durch die Flucht zu retten.

Eine Nebenthür bot dazu die einzige Hoffnung, als aber mehrere der Unserigen ihr zudrängten, öffnete sie sich und auch dieser Ausgang war mit Bewaffneten besetzt.

Alles schien verloren. Schon sah ich, wie mehrere unserer Brüder gefangen abgeführt wurden. Unter ihnen befand sich auch Mercoeur.

Da gedachte ich Deiner, mein geliebtes Weib, und unseres Kindes, und die Verzweiflung verlieh mir den Muth, das unmöglich Scheinende zu wagen.

Ich stand zufällig neben einem Fenster. Rasch entschlossen riß ich es auf, um hinab auf die Straße zu springen. Es war nur ein Stockwerk und ich durfte daher hoffen, bei Anwendung einiger Vorsicht unverletzt hinab zu gelangen.

Jedenfalls erschien mir die Gefahr, welcher ich mich durch einen kühnen Sprung aussetzte, geringer als die, in die Gewalt der päpstlichen Schergen zu gerathen.

Ich schwang mich daher im Nu hinauf auf die Fensterbrüstung.

Meine Absicht konnte nicht zweifelhaft sein; mich an der Ausführung derselben zu verhindern, versetzte mir daher ein Polizeimann, der in der Nähe stand, mit seinem Säbel einen Hieb über den Kopf.

In demselben Augenblicke sprang ich auch schon hinab. Aber der Hieb hatte mich der Vorsicht beraubt, die ich bei dem Sprunge anzuwenden mir vorgenommen, und ich sprang beinahe blindlings in die Dunkelheit hinein, ohne auf mein Ziel zu achten.

Der Himmel selbst hatte sich meiner bei diesem Wagniß angenommen, denn ich sprang oder fiel eigentlich einem unter dem Fenster stehenden Posten auf die Schulter,

sodaß ich mich beinahe auf dessen Bajonett gespießt hätte.

Wir stürzten beide zu Boden; ich fühlte indeß, daß ich unverletzt war, und raffte mich schnell auf, während der arme Teufel stöhnend am Boden liegen blieb.

Ein flüchtiger Blick, den ich ringsumher warf, zeigte mir auf der einen Seite des Spanischen Platzes, an welchem wir unsere Versammlung gehalten hatten, ein kleines Seitengäßchen frei, während sonst überall Posten vertheilt standen.

Dieser Blick hatte genügt, mir die einzige Möglichkeit meiner Rettung zu zeigen. Ich lief, so schnell ich vermochte, auf jenes Gäßchen zu; dies konnte aber natürlich nicht unbemerkt bleiben und mit lautem Geschrei wurde ich verfolgt.

Mit Anstrengung aller meiner Kräfte suchte ich meinen Verfolgern zu entgehen, allein obgleich die Angst meine Schritte beinahe wunderbar beflügelte, gelang es mir doch nur allmälig, einigen Vorsprung vor ihnen zu gewinnen.

Bald aber fühlte ich mich durch den Verlust des Blutes, das meiner Wunde entströmte, matter werden, und schon fürchtete ich meinen Verfolgern dennoch in die Hände zu fallen, da zeigte ein Blick rückwärts mir

zu meiner unaussprechlichen Freude, daß auch jene an Kräften oder vielleicht an Eifer nachließen.

Bald blieb nur noch ein einziger mir auf den Fersen und auch zwischen ihm und mir vergrößerte sich nach und nach die Entfernung.

Mich seinen Blicken zu entziehen, bog ich so oft als möglich in eine andere Straße oder Gasse ein, und er verlor mich dabei mehrmals aus den Augen; aber so oft ich hoffte, ihm endlich entgangen zu sein, er zeigte sich immer wieder.

Endlich hörte ich seine Schritte nicht mehr, und schon glaubte ich gerettet zu sein, da trat mir plötzlich ein anderer Polizeidiener entgegen und streckte die Hand nach mir aus, um mich festzuhalten, denn meine eilige Flucht hatte mich ihm verdächtig gemacht.

Hier galt kein langes Besinnen, denn ich erkannte auf der Stelle, daß es sich um mein Leben handelte. Rasch entschlossen zog ich meinen Dolch und stieß ihn dem Menschen in die Brust.

Ich hatte ihn so glücklich getroffen, daß er augenblicklich zu Boden stürzte.

Sein Körper fiel quer über die enge Gasse, in welcher der Auftritt stattfand, und ich mußte über ihn wegspringen, um meinen Weg weiter zu verfolgen.

Der Aufenthalt, den dieser Angriff und Kampf ver-

anlaßte, war nur kurz gewesen, und dennoch hörte ich schon wieder die hastigen Schritte meines frühern Verfolgers. Trotzdem mußte ich, da die Aufregung meine ohnehin schon geschwächten Kräfte erschöpft hatte, in geringer Entfernung von dem Niedergestoßenen, der regungslos liegen blieb, still stehen, um Athem zu schöpfen.

Auch hier wieder zeigte sich mir der sichtliche Schutz Gottes, denn bei dem kurzen Halt, den ich machte, gewann ich so viel Ruhe, ein Heiligenbild zu bemerken, welches nur wenige Schritte von mir entfernt stand.

Während ich die Schritte meines Verfolgers näher und näher kommen hörte, sprang ich hinter die Bildsäule, von der ich mit Recht sagen dürfte, daß es die meines Schutzheiligen sei, denn ohne dieselbe würde ich wahrscheinlich eingeholt worden sein.

Ich drückte mich gegen die Wand, um mich so viel als möglich unsichtbar zu machen. Zugleich faßte ich mit fester Hand meinen Dolch, entschlossen, mich seiner zum zweiten Male zu bedienen, und dabei zu Gott flehend, daß dies mit gleich günstigem Erfolge geschehen möchte, wie das erste Mal.

Jetzt erreichte mein Verfolger die Stelle, wo der von mir Niedergestoßene lag, wahrscheinlich eine Leiche. Plötzlich hörte ich einen dumpfen Ton, wie von einem schweren Falle; dann folgte eine Flut von Flüchen.

Offenbar war mein Verfolger über seinen todten Collegen gestürzt, der ihm den Weg versperrte und den er in seiner Hast bei der Dunkelheit nicht bemerkt hatte.

Er schien sich indeß nicht viel um den Gefallenen zu bekümmern, denn er raffte sich auf und mit einem kräftigen „Corpo di Bacco!" verfolgte er aufs neue seinen Weg.

Im schnellen Laufe schoß er an mir vorüber, ohne mich zu bemerken, und ich athmete frei auf, denn jetzt durfte ich mich für gerettet halten.

Mein Verfolger suchte mich vor sich, während ich hinter ihm war und folglich nichts mehr von ihm zu fürchten hatte.

Ruhig blieb ich stehen, bis ich nichts mehr von ihm hörte. Dann kehrte ich um, schlug eine andere Richtung ein und erreichte endlich auf absichtlichen Umwegen die Gegend unserer Wohnung.

Ich hatte mir während dieses letzten Theils meiner Flucht Ruhe und Erholung gegönnt, und schon glaubte ich unser Haus in voller Sicherheit erreichen zu können, da war es mir, als hörte ich hinter mir wieder eilige Schritte.

Hatte mein Verfolger durch einen verhängnißvollen Zufall meine Spur neuerdings aufgefunden, oder täuschte mich meine Furcht, das will ich nicht entscheiden. Genug,

ich setzte mich wieder in schnellern Lauf, aber ich würde ihn nicht lange mehr ausgehalten haben, hätte ich nicht zum Glück unser Haus erreicht.

So bin ich denn nun hier und für den Augenblick gerettet!" schloß Lyncker seine Erzählung.

Die beiden Damen hatten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, ohne ihn durch ein einziges Wort zu unterbrechen. Als er aber geendet, rief Melanie mit schmerzlichem Tone:

„Mein armer Bruder! Was soll, was kann ich thun, um ihn zu retten?"

„Nichts, meine theure Melanie", entgegnete Lyncker. „Alles, was Sie unternehmen, würde nur dazu dienen, Sie selbst in das Verderben zu stürzen, ohne ihm zu nützen. Er steht in Gottes Hand! Hoffen wir für ihn auf die bekannte Langsamkeit der päpstlichen Justiz oder auf irgend eine günstige Wendung der Dinge; Sie aber müssen auf Ihre eigene Sicherheit bedacht sein."

„Mein armer Bruder scheint einen solchen Ausgang geahnt zu haben!" seufzte Melanie. „Es dünkt mir jetzt in der That eine Fügung Gottes zu sein, daß er mich diesen Abend veranlaßte, meine Schmucksachen mit herzubringen, und daß er mir noch außerdem eine namhafte Summe, deren Betrag ich selbst noch nicht einmal kenne, zur Verwahrung übergab."

„Das ist ein wahres Glück", rief Lyncker; „denn wenn ich Sie auch nicht im Stich gelassen haben würde, meine theure Melanie, so gereicht es doch ohne Zweifel Ihnen zur Genugthuung, nicht auf fremde Hülfe angewiesen zu sein!"

Melanie antwortete auf diese Aeußerung nur durch einen schmerzlichen Seufzer, und still rannen ihre Thränen, indem sie an die Lage ihres Bruders dachte und zugleich sich sagte, daß sie jetzt ganz allein dastehe.

Denn wenn auch Lynckers mit ihrem Bruder befreundet waren und sich ihr stets freundlich bewiesen hatten, so blieben sie doch im Grunde für sie Fremde.

Melanie wurde ihren Träumereien durch Lyncker's Ausruf entrissen:

„Nun, aber, meine Lieben, laßt uns nicht länger zögern, an unsere Flucht zu denken, denn mit dem Grauen des Tages müssen wir uns auf den Weg machen. Eile daher, meine liebe Frau, Deine Verkleidung anzulegen. Für Melanie wirst Du einen Anzug von unserer Dienerin entnehmen müssen. Oder haben Sie selbst für sich eine passende Verkleidung gewählt?" wendete er sich an Melanie.

„Nein", entgegnete diese. „Mein Bruder, dem ich alle Anordnungen überlassen hatte, sagte mir davon nichts."

„Das wundert mich“, erwiderte Lyncker; „denn da ich es für nothwendig erachte, daß wir zu Fuß reisen, würde unsere moderne und vornehme Kleidung nur dazu dienen, Verdacht auf uns zu lenken und uns als das zu bezeichnen, was wir wirklich sind, nämlich als Flüchtlinge. Deshalb habe ich für meine Frau den Anzug einer wohlhabenden Bauer- oder Pachtersfrau besorgt, für mich selbst aber, sowie für unsern alten treuen Franz, der uns begleiten will, die Kutten von Bettelmönchen, denn das ist gegenwärtig unbedingt die sicherste Uniform, sicherer als ein gestickter Rock und ein Ordensstern auf der Brust. Doch nun eilt, meine Lieben, daß wir fortkommen.“

Seine Ermahnung wurde beachtet, und bei den ersten Strahlen der Morgenröthe schritten durch die Porta del Popolo zwei schmuzige Franciscaner, deren lange, struppige Bärte und heruntergeschlagene Kapuzen nur wenig von ihren Gesichtern zu sehen gestatteten.

Unter ihrem Schutze wanderten zwei schmucke Landbewohnerinnen, welche wechselsweise ein kleines Kind von etwa zwei Jahren trugen.

Die an dem Thore aufgestellten Wachen ließen die frommen Väter ungehindert ihres Weges ziehen und beugten andächtig ihre Häupter, um den Segen der Mönche zu empfangen.

Selbst der Polizeimann küßte ehrerbietig die Hand des ältern der beiden Brüder, ohne eine Ahnung zu haben, welche gefährliche Verbrecher er hier dem ausgespannten Netze entschlüpfen ließ.

Rüstig schritten die Wanderer ihres Weges; als sie das Thor im Rücken hatten, und als sie eine Strecke entfernt waren, sagte Lyncker zu seiner Frau, die neben ihm ging:

„Dieser Anfang ist mir ein glückverheißendes Zeichen, daß wir ohne Unfall die Grenze Toscanas erreichen werden; dort aber sind wir in Sicherheit. Vorwärts also, mit Gott!“

VI.

Römische Justiz.

Am 7. August des Jahres 1814, als Pius VII. kaum auf dem wieder erhaltenen Stuhle des heiligen Petrus einen festen Sitz gewonnen hatte, wurde Rom durch ein päpstliches Decret eingeladen, einem prachtvollen Feste beizuwohnen, welches der ganzen Welt den öffentlichen Beweis lieferte, was sich von dem Geiste der neuen Regierung des Papstes erwarten ließ.

In glänzendem Schmucke prangte die ehemalige Jesuitenkirche. Blumengewinde zogen sich in lieblicher Farbenpracht um die Säulen und verbanden dieselben mit einander; Tausende von Kerzen verbreiteten eine blendende Helle; Wohlgerüche schwängerten die Luft; goldene und silberne Gefäße, mit Edelsteinen aller Art verziert, entfalteten einen fabelhaften Reichthum und schossen funkelnde Blitze; von dem Vatican her aber bewegte sich ein langer feierlicher Festzug nach dem Gotteshause.

Den Mittelpunkt des Zuges bildete der heilige Vater selbst und ihm schloß sich die ganze hohe Geistlichkeit an.

Nachdem der Zug die Kirche erreicht, hielt Pius VII. in eigener Person an dem Altare des heiligen Ignatius ein feierliches Hochamt.

Nach Beendigung desselben schritt der Papst einer Erhöhung zu, deren Stufen mit Purpur bekleidet waren und die ein goldschimmernder Thronsessel krönte, den ein Baldachin von purpurrothem Sammet, reich geschmückt mit goldenen Franzen und Quasten, überragte.

Die Cardinäle reihten sich stehend rings um den Thron, und unter der feierlichen Stille, welche in dem Gebäude herrschte, betrat ein päpstlicher Ceremonienmeister den Altarplatz.

Obgleich es kein Geheimniß mehr war, zu welchem Zwecke die Feier veranstaltet wurde, lauschte die zahllose Menge, welche alle Räume des gewaltigen Gebäudes erfüllte, doch gespannt den Worten des hohen päpstlichen Würdenträgers.

Und mit lauten, weithin tönenden Worten verkündete derselbe eine päpstliche Bulle.

Sie begann mit den folgenden Worten, die man in Erwägung der Umstände ebenso gut für eine bittere Wahrheit wie für einen beißenden Spott halten könnte:

„Die Sorge für alle Kirchen, welche uns ohne Verdienst und Würdigkeit nach Gottes Rathschluß anvertraut sind, verpflichtet uns, alle in unserer Macht stehenden, von Gott uns huldvoll verliehenen Mittel aufzubieten, um, soviel es der Wechsel der Zeit- und Ortsverhältnisse gestattet, ohne zwischen Völkern und Nationen einen Unterschied zu machen, dem geistlichen Bedürfnisse der katholischen Welt hülfreiche Hand zu bieten."

Was aber forderte diese Pflicht? Worin bestand dieses Bedürfniß der katholischen Welt, welchem hülfreiche Hand geboten werden mußte?

Nicht nur die katholische, sondern die ganze gebildete Welt erfuhr dies mit gerechtem Staunen durch die Bulle.

Diese that nämlich unwiderleglich dar, daß die vorgebliche Unfehlbarkeit des Papstes im Grunde nichts ist als ein Spott, ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand, auf die Behauptung dieser Unfehlbarkeit selbst.

Denn was des gegenwärtigen Papstes Vorgänger Clemens XIV. durch seine bekannte Bulle „Dominus ac redemtor" für ein unbedingtes Verderbniß der katholischen Kirche erklärt hatte, das Bestehen des Jesuitenordens, das erklärte sein Nachfolger für ein ebenso unabweisliches Bedürfniß und Mittel des Heils.

Deshalb stellte er durch seine neue Bulle den verrufenen Orden wieder her, den eine ältere Bulle aufgehoben hatte.

Wer weiß, wann auch diese neue Bulle durch einen andern Unfehlbaren wieder aufgehoben werden wird?

Genug, die Wiederherstellung des aufgehobenen Ordens, der sich polypenartig aus seinen zahlreichen Zerstückelungen immer zu neuem, einflußreichem Leben und Wirken erholt hatte, war von dem Oberhaupte der katholischen Christenheit feierlich ausgesprochen worden, und sobald die Bulle verkündet war, gelangten die sämmtlichen Mitglieder des Ordens, die sich in Rom anwesend befanden und an deren Spitze der Pater Panziani trat, zu der Ehre des Fußkusses, indem sie in Procession vor dem Throne vorüberschritten.

Den Schluß dieser erhebenden kirchlichen Feier bildete die durch den Cardinal-Kämmerling vorgenommene Verlesung eines päpstlichen Handschreibens, welches verordnete, daß alles noch vorhandene Vermögen des Ordens demselben zu eigener, freier Verfügung zurückgegeben werden sollte.

Ja, es war ein feierliches, ein erhebendes Fest, diese Wiedereinsetzung der Söhne des heiligen Ignaz von Loyola in ihre schon so oft und in so vielen Ländern verlorenen und doch stets wiedergewonnenen Rechte.

Wenn aber, wie die päpstliche Bulle sagte, dadurch dem geistlichen Bedürfnisse der katholischen Welt hülfreiche Hand geleistet wurde, so äußerte sich dieser heilsame Einfluß, wenigstens vorläufig, keineswegs auch in Bezug auf das materielle Wohl der päpstlichen Unterthanen.

Den Beweis dafür lieferte wenige Tage nach diese Ceremonie ein Auftritt, zu dessen Zeugen wir unsere Leser machen wollen.

Der illustrissimo e reverendissimo Governatore di Roma, das heißt, der oberste Criminalrichter, hielt seine gewöhnliche Gerichtssitzung, und verschiedene Angeklagte harrten seines Spruchs.

Sie sahen demselben mit der bangsten Besorgniß entgegen, denn eine Berufung gegen sein Urtheil gab es nicht, er aber war bei demselben an kein Gesetzbuch gebunden, sondern hatte sich nur an die sogenannten Bandi zu halten, welche nicht Gesetze, sondern nur Verordnungen waren, der willkürlichen Deutung der persönlichen Ansicht des Richters unterworfen oder so elastisch dehnbar, wie zum Beispiel die Bestimmungen der neuern Preßverordnungen mancher Länder.

Stolz thronte der hohe, durch die Macht seiner Functionen gewaltige Richter auf seinem erhabenen Sessel.

Seitwärts an einem grün behangenen Tische saß sein Gerichtsschreiber, seines bescheidenen Titels ungeachtet

eine einflußreiche Person, da durch seine Vermittelung wie durch seine Hände die meisten Vorstellungen an den Illustrissimo gehen mußten.

Nur wer selbst einen höhern Einfluß übte, durfte es wagen, sich durch directen Verkehr mit dem Illustrissimo dem Einflusse dieses kleinen Schreibers zu entziehen, ohne dadurch den größten Nachtheil für seine Sache zu haben; denn von Gerechtigkeit war vor diesem Richterstuhle selten oder nie die Rede, sondern nur von Willkür und Bestechung.

An der Thür standen zwei Gerichtsboten, der Befehle des auch von ihnen gefürchteten Illustrissimo harrend.

Nachdem derselbe in einigen Papieren gelesen hatte, die der Scribano ihm überreichte und die er demselben dann zurückgab, gebot er:

„Der erste Inculpat werde vorgeführt!“

Der eine Gerichtsbote ging hinaus und kehrte unmittelbar darauf mit unserem Bekannten zurück, dem Kutscher der Gräfin Mastaï, dem ehrlichen Benoni.

Er trug Fesseln an den Händen und schien schon längere Zeit im Kerker geschmachtet zu haben, so blaß und elend sah er aus. Dabei trug er indeß den Kopf stolz aufrecht und seine unerschrockene Miene verrieth das Bewußtsein eines guten Gewissens.

„Du hast die Frechheit begangen“, fuhr der Illu-

strissimo ihn an, „der Carrosse Sr. Eminenz des Herrn Cardinal-Staatssecretärs Consalvi mit Deinem Wagen nicht schnell genug auszuweichen, sodaß nur wenig fehlte, und die Räder Deines Wagens hätten die Sr. Eminenz in frecher Berührung beschädigt."

„Illustrissimo", entgegnete Benoni, den diese Worte nicht eingeschüchtert hatten, obgleich sie mit finster gerunzelter Stirn und in drohendem Tone gesprochen wurden, „der Kutscher des Herrn Cardinals —"

„Still!" donnerte der hohe Richter. „Du hast hier nichts zu sprechen, sondern in Demuth Dein Urtheil anzuhören, denn Dein Vergehen ist erwiesen."

Dann wendete er sich zu den Gerichtsboten und sagte: „Führt ihn zum Cordo. Dann mag er zu seiner Herrschaft zurückkehren und in Zukunft vorsichtiger fahren!"

Dieser unerwartete Spruch erschütterte die Festigkeit Benoni's. Er erhob flehend die gefesselten Hände zu dem richterlichen Dictator und rief: „Gnade, Illustrissimo! Ich bin ein alter Mann, nur von schwachem Körperbau und —"

Doch der Illustrissimo ließ ihn nicht ausreden. Gleich bei seinen ersten Worten gab er den Gerichtsboten einen gebieterischen Wink, worauf diese ihn von beiden Seiten faßten und aus dem Gerichtssaale hinausschleppten.

Indem die Thür hinter ihm sich schloß, hörte man ihn noch beten: „Heilige Jungfrau, erbarme Dich meiner!“

Und wohl hatte der arme Mensch Ursache, so zu jammern, denn die grausame Strafe des Cordo bestand darin, daß dem Inculpaten durch angelegte Stricke die Arme aus den Gelenken gerissen wurden.

Und eine solche Strafe dafür, daß Benoni beinahe die Wagenräder des allmächtigen Cardinal-Staatssecretärs Consalvi mit den Rädern seines Wagens berührt hätte!

Ein solches Urtheil klingt fabelhaft, und dennoch ist es mehrmals in Wirklichkeit bei ähnlichen Veranlassungen gefällt worden!

Die beiden Gerichtsboten mußten wohl draußen den Verurtheilten andern Kameraden übergeben haben, denn sie kehrten augenblicklich in den Gerichtssaal zurück.

„Der zweite Inculpat ist vorzuführen!“ gebot wieder der Illustrissimo.

Diesmal erschien ein junger Mann von einnehmendem Aeußern. Seine Kleidung zeigte die neueste Mode und sein ganzes Wesen verrieth eine feinere gesellschaftliche Bildung. Dabei aber hatte er etwas Stutzerhaftes und seine Ungezwungenheit etwas Keckes, beinahe Freches.

Man sah es ihm an, daß er gewohnt war, sich

über die strengen Regeln der Sittlichkeit und Moral hinwegzusetzen.

Diesmal nahm der Illustrissimo eine ernste, würdevolle Haltung an, indem er sagte: „Sie haben eingestanden, daß Sie auf öffentlicher Straße und unter Anwendung von Gewalt eine sittsame Dame geküßt haben.“

„Das habe ich nicht eingestanden, Reverendissimo“, sagte mit dreister Zuversicht der junge Mann.

„Wollen Sie eine That leugnen, welche durch zahlreiche Zeugen bestätigt wurde?“ fragte streng, doch mit dem Ausdrucke des Staunens der Criminalrichter.

„Den Kuß leugne ich nicht, Reverendissimo“, entgegnete lachend der Angeklagte; „auch erkenne ich die Gültigkeit der Zeugen an, welche dieser lustige Auftritt hatte, wohl aber stelle ich die Sittsamkeit der Person in Abrede, welcher ich allerdings in einem Anfalle übermüthiger Laune auf öffentlicher Straße einen Kuß gab. Dafür würden Illustrissimo schwerlich Zeugen ausfindig machen, während ich es als eine kinderleichte Aufgabe betrachte, dagegen Zeugen zu stellen. Soll mir diese Vergünstigung gestattet werden?“

„Der Unverschämte!“ flüsterte, ungehört von dem Angeklagten wie von dem Richter, eine unsichtbare Stimme.

Denn dieser Auftritt hatte eine geheime Zeugin. Sie war zwar nicht gerichtlich vorgeladen, da nach dem römisch-päpstlichen Gerichtsverfahren die Angeklagten niemals ihren Anklägern gegenübergestellt wurden; aber sie war bei der Sache dennoch nahe betheiligt, denn eben ihr hatte der Beleidiger den Kuß gegeben, und als Klägerin wünschte sie der Fällung des Urtheils selbst beizuwohnen, um durch die Verurtheilung, die von ihr durch ein glänzendes Geschenk an den Illustrissimo erkauft worden war, ihre Rache zu sättigen.

Zu diesem Zwecke hatte sie den Aufseher des Gerichtslokals bestochen und war von diesem heimlich in ein Seitengemach eingeführt worden, von wo sie durch einen Spalt der unmerklich geöffneten Thür Alles mit ansehen und anhören konnte, was in dem Gerichtssaale vorging.

Uebrigens war es nicht die Beleidigung des ihr öffentlich gegebenen Kusses, welche die Schöne zur Rache spornte, sondern ein viel größeres Vergehen, dessen der Stutzer sich einige Zeit vorher gegen sie schuldig gemacht hatte.

Der Unbesonnene verschmähte nämlich ihre Reize, deren Genuß sie ihm ziemlich unverhohlen angeboten hatte. Ein solches Verbrechen verzeiht kein Weib, am allerwenigsten aber eine Italienerin, und bei einer solchen mußte man sich noch wundern, daß sie die em-

pfangene Beleidigung nicht durch den Dolchstoß eines bezahlten Meuchelmörders vergalt.

Doch diesmal wollte die verletzte Schöne sich auf eine empfindlichere Weise rächen, wie durch den Tod des Beleidigers. Und diese Rache war ihr gewiß, denn abgesehen von dem Geschenke an den Illustrissimo, welches sie von ihrem Beschützer, dem Cardinal Brancadoro, empfangen hatte, warf dieser Kirchenfürst sein ganzes Gewicht gegen den unbesonnenen Stutzer in die Wagschale, denn die Schöne hatte ihren Anbeter zu überreden verstanden, daß durch den ihr angethanen Schimpf die Eminenz ebenfalls beschimpft worden sei.

Diese Abschweifung erschien uns nothwendig zur Erklärung des Urtheilsspruchs, der in dieser Angelegenheit gefällt werden sollte und der ohne eine solche unsern Lesern durchaus unglaublich erscheinen würde, den wir aber hier mittheilen, um einen Begriff von der Verwaltung der päpstlichen Justiz zu geben.

„Soll mir diese Vergünstigung gestattet werden?" fragte also der Angeklagte, indem er sich erbot, Zeugen gegen die Ehrbarkeit der Geküßten aufzustellen.

„Unverschämter!" rief gleich der Horcherin bei diesem Anerbieten auch der hohe Governatore di Roma. „Sie wagen hier eine Sprache, für die ich Lust hätte, Sie zum Tode zu verurtheilen!"

„Illustrissimo scherzen doch wohl nur?" sagte achselzuckend der Stutzer. „Die Todesstrafe, weil ich eine leichtfertige Dirne küßte? Das wäre wirklich zum Lachen!"

Der Unglückliche schien keine Ahnung von der Macht und dem Charakter des Richters zu haben, vor dem er stand, sonst würde er seinen Uebermuth gezügelt und in Demuth sein keckes Haupt gebeugt haben.

Eine solche Sprache war in diesem Saale noch nie geführt worden, seitdem der hohe Criminalrichter in ihm seine Sprüche fällte.

Der Eindruck, den sie machte, war daher auch ein ungeheurer, dem aber, der sie sich gestattete, ein verderblicher.

Der Scribano legte bei den Worten des Angeklagten erschrocken die Feder aus der Hand und blickte voll ängstlicher Spannung auf den hohen Richter, als fürchtete er, derselbe möchte ihn entgelten lassen, daß er sich unterfangen habe, etwas so Entsetzliches mit anzuhören.

Die beiden Gerichtsboten an der Thür wurden vor Schreck leichenblaß, falteten die Hände und richteten, von diensteifrigem Entsetzen ergriffen, die Blicke gen Himmel.

Der Illustrissimo selbst aber war anfangs vor Staunen über eine solche Unverschämtheit stumm.

Dunkle Röthe färbte sein Gesicht und er rang nach

Worten, welche seine zusammengezogene Kehle hindurchzulassen sich weigerte.

Endlich aber machte sein Zorn sich auf eine furchtbare Weise Luft.

„Elender!“ kreischte er. „Sie wagen es, die Heiligkeit der Justiz in meiner Person zu schmähen? Sie sollen sich überzeugen, daß hier mit den Inculpaten kein Scherz getrieben wird, und das Lachen wird Ihnen vergehen!“

Dann machte er eine Pause und sagte darauf mit feierlicher Stimme, jedes einzelne Wort scharf betonend:

„Ich verurtheile Sie hiermit zu zwanzig Jahren Galeere!“

Jetzt erst erkannte der Unglückliche, was er gethan hatte.

Bei dem Tone und dem ganzen Wesen des Richters konnte er an dem Ernste dieses Spruches nicht zweifeln.

Sein Gesicht wurde kreideweiß, er zitterte am ganzen Leibe und stammelte mit ersterbender Stimme:

„Zwanzig Jahre Galeere?“

„Der Spruch ist gefällt!“ sagte feierlich der Illustrissimo.

Ein stummer Wink von ihm, und der Verurtheilte wurde, mehr todt wie lebendig, abgeführt.

„Jetzt habe ich Genugthuung!“ sagte triumphirend

in dem Nebengemache die Freundin des Cardinals Brancadoro und verschwand von ihrem geheimen Beobachtungsposten.

Mit einer so zufriedenen Miene, als hätte er einen Spruch der höchsten Weisheit und Gerechtigkeit gefällt, gebot der allmächtige Criminalrichter:

„Den dritten Inculpaten!"

Dies war ein Mensch von finsterer Miene und störrischem Wesen, dem man auf den ersten Blick den Schurken ansah.

Ein besonderes Unglück hatte ihn in den Kerker gebracht, denn sein Verbrechen bestand nur darin, daß er in einer der Straßen Roms einen Menschen umgebracht und beraubt hatte. Für dergleichen kleine bürgerliche Vergehungen pflegte die Justiz des heiligen Vaters keine Augen zu haben, so scharf dieselben auch bei politischen oder religiösen Abirrungen von der geraden Straße waren, mit so nachsichtsloser Strenge diese bestraft wurden.

„Du bist des Mordes und Raubes überführt", redete der Richter den Verbrecher an, streng zwar, doch nicht hart. „Was kannst Du zu Deiner Vertheidigung sagen, um Deine Strafe zu mildern?"

„Illustrissimo", entgegnete mit dem Tone der Demuth der Mörder, „der, den mein Dolch traf, war ein Freund und Anhänger der verfluchten Francesi. Ich glaubte

daher kein Verbrechen, sondern vielmehr eine verdienstliche Handlung zu begehen, indem ich diesen Feind des heiligen Vaters aus der Welt schaffte. Auch ist mir deshalb in der Beichte die Absolution ertheilt worden."

„Das ändert freilich die Sache", entgegnete der Governatore, und er besaß die Kraft, ernsthaft zu bleiben, indem er diesen Ausspruch that, bei welchem ein unparteiischer Zuhörer in ironisches Gelächter ausgebrochen sein würde. „Wenn Du die Absolution erhieltest, so will auch ich Dich wegen dieses Verbrechens nicht bestrafen. Aber Du hast Dich auch des Raubes schuldig gemacht."

„Illustrissimo", sagte der Bandit mit dem Tone der Zerknirschung, dessen Heuchelei indeß selbst der oberflächlichste Beobachter erkannt haben würde, „ich tödtete den Ketzerfreund nicht des Raubes wegen. Als ich ihn aber todt zu meinen Füßen liegen sah, dachte ich daran, der Madonna eine Opfergabe darzubringen, um ihr dafür zu danken, daß sie mir ihren Beistand geliehen hatte, den Santissimo Padre von einem seiner Feinde zu befreien. Ich gelobte ihr zwanzig Scudi; aber ich hatte kein Geld und kam daher auf den Gedanken, die Taschen des Todten zu durchsuchen, um der Madonna Wort halten zu können. Ich war auch so glücklich, das Geld zu finden, und wie ich es gelobt, brachte ich der Madonna die Opfergabe dar."

Der hohe Richter hatte diese Spottrede, die ebenso aller Gerechtigkeit wie aller Religion Hohn sprach, ruhig angehört, ohne eine Miene zu verziehen, die den Eindruck verrathen konnte, welchen die Worte des Mörders auf ihn gemacht hatten.

Als derselbe schwieg, fragte der Governatore:

„Und hast Du nur die zwanzig Scudi, welche Du der Madonna gelobtest, in der Tasche des Ermordeten gefunden?“

Diese Worte wurden in strengem Tone gesprochen; der Bandit sah daher dem Illustrissimo forschend ins Gesicht, um zu entdecken, ob es ihm mit der Strenge, die sein Ton verrieth, wirklich Ernst sei.

Die Züge des Richters mußten wohl einen Ausdruck tragen, der den Banditen beruhigte, denn er antwortete mit zuversichtlichem Tone:

„Ja, ich fand eine größere Summe, aber ich betrachtete diese als ein Geschenk der Madonna und behielt sie daher für mich!“

„Da Du durch den Beistand der Madonna das Geld fandest“, sagte der Illustrissimo, „hättest Du die ganze Summe ihr darbringen sollen; dafür, daß Du dies nicht thatest, magst Du ein Jahr auf den Galeeren büßen.“

Also dafür, daß der Bandit nicht das ganze Raub-

gut der Madonna, das heißt, der Kirche zum Opfer gebracht hatte, wurde der Raubmörder mit einer gelinden Strafe belegt, nicht aber für den Raub selbst, noch für den Mord, ja dieser schien sogar in den Augen des Richters ebenso wie in denen des Mörders und des absolvirenden Beichtigers für ein verdienstliches Werk zu gelten, da er an einem Franzosenfreunde verübt wurde.

Wie zum stummen Danke verneigte sich der Raubmörder nach diesem Urtheilsspruche tief vor dem hohen Criminalrichter; dann wurde er auf einen Wink desselben abgeführt.

Damit war für diesmal die Sitzung beendigt, und froh, das lästige Geschäft vollbracht zu haben, entfernte sich der Richter, ohne sein Gewissen im geringsten belästigt zu fühlen.

„Kaum glaublich!" wird der Leser mit uns ausrufen, und doch sind die hier mitgetheilten Rechtssprüche actenmäßig constatirt!

Der einzige wahre Verbrecher, ein ausgemachter Schurke, kam mit einer gelinden Strafe davon, die mit seinem Verbrechen in gar keinem Verhältnisse stand.

Ein leichtsinniger junger Mensch mußte zur Strafe für einen muthwilligen Scherz zwanzig seiner schönsten Lebensjahre auf den Galeeren zubringen, umgeben von den gemeinsten Verbrechern, dem Auswurfe der Mensch-

heit, der grausamsten Behandlung roher Aufseher ausgesetzt.

Benoni aber, dem eine gerechte Justiz nicht den geringsten Vorwurf hätte machen können, wurden die Glieder durch eine grausame Marter ausgerenkt und er dadurch vielleicht für seine ganze übrige Lebenszeit zum Krüppel.

Das ist ein Bild damaliger römischer Justiz.

Wir werden vielleicht Gelegenheit haben, noch einige Seitenstücke aufzustellen.

VII.

Eine Verlassene.

Zwei Jahre waren nach den zuletzt erzählten Ereignissen verflossen.

Die Regierung Pius' VII., die man eigentlich mit größerem Rechte die des Cardinal-Staatssecretärs Consalvi nennen könnte, dem der Papst willig die Sorgen der Regierung überließ, sich selbst mit den Ehren derselben begnügend, die Regierung Pius' VII., sagen wir, hatte vielfache mit Erfolg gekrönte Schritte auf dem Krebsgange zu den mittelalterlichen Einrichtungen gemacht.

Neben den Jesuiten waren auch Inquisition und Tortur wieder eingeführt worden, und alle diese Maßregeln hatten viele Unzufriedene gemacht und eine bedenkliche Gährung hervorgerufen, die sich jeden Augenblick in einer Explosion Luft zu machen drohte.

Um diese Zeit war es, als in Nizza in dem Gasthause zum päpstlichen Täufling eine junge bleiche

Frau, der man den tiefen Kummer des Herzens ansah, sich mit ihrem Kinde, einem Knaben von etwas mehr als einem Jahre, beschäftigte.

Dieses Gasthaus war eben das, in welchem Pius VII. auf der Durchreise die flüchtige Taufhandlung an dem Sohne des Wirthes vornahm, dem er die Namen Gregor Barthelemi verlieh und den wir als den kleinen Wundermann bezeichneten, weil er das Wunder vollbracht hatte, seinen Vater in kürzester Zeit zum reichen Manne zu machen.

In dankbarer Anerkennung jenes Ereignisses hatte der Wirth das Zeichen seines Hauses verändert und ihm den Namen gegeben, den es jetzt trug.

Mit dem Namen zugleich hatte sich auch noch vieles Andere verändert. An der Stelle des frühern ärmlichen Hauses stand jetzt ein Prachtgebäude; das Wirthshaus, welches früher beinahe eine Kneipe genannt werden konnte, hatte sich zu dem Range eines Hotels erhoben; der Besitzer, zur Zeit des päpstlichen Besuchs eine schlanke, beinahe magere Gestalt und flink bei der Bedienung seiner Gäste, prangte jetzt mit einem stattlichen Bauche, war schwerfällig in allen seinen Bewegungen, begnügte sich mit der obersten Leitung, ertheilte mit stolzem, gebieterischem Tone seine Befehle und überließ die Bedienung seiner Gäste den Kellnern.

Die Wirthin, damals eine liebe, bescheidene Frau, war jetzt eine stolze, hochmüthige Dame, die ihre frühern Bekannten und Freundinnen über die Achsel ansah, ebenso aber von den Höhergestellten, in deren Nähe und Gesellschaft sie sich drängte, über die Achsel angesehen wurde, weil ihr die nöthige Bildung fehlte, um sich in den ihr neuen Kreisen mit Leichtigkeit und Anstand bewegen zu können. Der päpstliche Täufling endlich, Gregor Barthelemi, der kleine Wundermann, war jetzt ein wilder, ungestümer Bube von sechs bis sieben Jahren.

Vater und Mutter hatten den Knaben im höchsten Grade verzogen, weil sie in ihm, und zwar mit vollem Recht, die Quelle ihres Reichthums erblickten und ihn daher beinahe anbeteten wie einen goldenen Götzen; dabei hegten sie die abergläubische Furcht, das wie durch Zauberei entstandene Vermögen möchte ebenso wieder verschwinden, wenn sie durch eine schlechte Behandlung des Kindes sich an demselben versündigten. Als schlechte Behandlung aber betrachteten sie eine vernünftige Erziehung, eine heilsame Strenge, durch die dem Willen des verzogenen Kindes der geringste Zwang auferlegt worden wäre.

Gregor Barthelemi war daher seines zarten Alters ungeachtet der Tyrann des ganzen Hauses, Vater und

Mutter selbst nicht ausgenommen. Das Dienstpersonal hatte durch seinen Trotz, seinen Eigensinn viel auszustehen, und obgleich die Natur ihn allem Anscheine nach mit vielen guten Eigenschaften ausgestattet, mußte er zum Taugenichts heranwachsen, wenn nicht bei Zeiten irgend ein heilsamer Einfluß den unbändigen Sinn des Knaben zügelte.

Gregor Barthelemi war in dem Zimmer bei der blassen Frau, deren wir erwähnten und die sich erst seit wenigen Tagen als Fremde in dem Gasthause befand. Er hatte Wohlgefallen an dem kleinen Knaben derselben gefunden, und seine größte Freude bestand darin, mit dem Bübchen spielen zu dürfen.

Es war beinahe rührend anzusehen, wie sanft und behutsam der sonst so wilde Gregor die wankenden Schritte des Kindes leitete, wie geduldig er sich den Eigensinn desselben gefallen ließ und wie gehorsam er den freundlichen Bitten der Frau folgte.

Deutlich konnte man daran erkennen, daß die bessern Keime, die in ihm schlummerten, durch seine verkehrte Erziehung oder vielmehr durch den gänzlichen Mangel aller Erziehung noch nicht erstickt worden waren.

Die Fremde sah wehmüthigen Blickes auf die beiden spielenden Kinder und tiefe Seufzer entrangen sich ihrer Brust, während sie unruhig im Zimmer auf und nieder ging.

„Ob ich diesmal endlich Nachrichten erhalten werde?" murmelte sie vor sich hin.

Nach einer Pause blieb sie an dem Fenster stehen, das auf die Straße führte, faltete unwillkürlich die Hände, blickte flehend auf zum Himmel und flüsterte: „O mein Gott, sende endlich einen Strahl des Trostes in meine gemarterte Seele. Gib mir den Vater dieses unglücklichen Kindes zurück, das schon bei der Geburt eine verstoßene Waise war, oder laß mich endlich den geliebten Bruder finden, daß ich an seiner starken Hand mich aufrichten, an seinem theilnehmenden Herzen mich ausweinen kann."

Es schien, als wolle der Himmel sich ihres Jammers erbarmen, indem er auf der Stelle das Gebet erhörte.

Während sie noch sinnend an dem Fenster stand, kam ein bestäubter Wanderer die Straße daher, sah sich wie suchend um und eilte dann schnell auf das Haus zu.

In diesem Augenblick gewahrte ihn die Fremde.

„Jean!" rief sie mit dem Ausdrucke der Freude und wendete sich mit hastigen Schritten der Thür zu.

Aber noch ehe sie dieselbe erreicht hatte, blieb sie stehen, ging dann zu Gregor Barthelemi, streichelte ihm liebkosend die Wangen und sagte: „Lieber Gregor,

willst Du wohl den Mann, der so eben in das Haus getreten ist, zu mir führen?"

Der Knabe sah sie einen Augenblick fragend an, nickte dann bejahend mit dem Kopfe und sprang zur Thür hinaus.

Wenige Minuten darauf trat er mit dem bestäubten Wanderer herein.

Dann wollte er wieder mit dem kleinen Kinde spielen, doch die Frau sagte bittend: „Laß uns allein, lieber Gregor."

Einen Augenblick zögerte er, der Bitte zu folgen. Es schien, als wollte er seinen gewöhnlichen Trotz und Eigensinn auch hier zeigen; aber er bezwang sich, küßte zum Zeichen des Gehorsams der blassen, freundlichen Frau die Hand und sagte: „Ich darf aber doch wiederkommen und mit dem kleinen Xaver spielen?"

„Ja, mein guter Gregor", entgegnete die Frau und küßte den Knaben auf die Stirn. „Ich werde Dich rufen, wenn Du mich nicht mehr störst."

Der Knabe ging, und die Fremde wendete sich nun zu dem bestäubten Wanderer, den sie bisher noch nicht genau angesehen hatte.

„Nun, Jean", fragte sie rasch, „hast Du endlich —"

Doch die Frage erstarb ihr auf den Lippen.

Mit trüber Miene und gesenktem Kopf stand Jean

da, und sein ganzes Aussehen verrieth deutlich, daß er nichts Gutes, nichts Erfreuliches zu verkünden hatte.

„O mein Gott, so soll ich alsowieder nichts erfahren!" seufzte die Frau und sank auf einen Sessel nieder. „Oder hast Du mir vielleicht irgend ein Unglück zu verkünden?" rief sie dann plötzlich und sprang empor.

„Nein, das wenigstens nicht, Mademoiselle Melanie", entgegnete der Wanderer, den wir jetzt als einen treuen Diener des Hauses Mercoeur bezeichnen, nachdem der Name Melanie uns verrathen hat, wer die blasse, von Kummer schwer bedrückte Frau ist.

Ja, es war in der That Melanie Mercoeur, welche wir hier als Mutter eines über ein Jahr alten Knaben wiederfanden, die aber dessenungeachtet von dem treuen Diener mit „Mademoiselle" angeredet wurde.

Ganz allein, ohne Stütze, ohne Rathgeber, ohne Freund stand sie auf der Welt, denn als sie in Begleitung Lyncker's glücklich ihre Flucht aus Rom bewirkt und die Grenze Toscanas erreicht hatte, war sie durch verschiedene Umstände von diesen treuen Freunden getrennt worden, ohne sie später wieder auffinden zu können, da Lyncker bei ihrer Trennung noch keine Bestimmung wegen seines künftigen Aufenthaltsorts getroffen hatte.

Im ersten Augenblicke, als die Arme ihr ganzes Unglück inne ward, hatte sie sich der Verzweiflung hin-

gegeben, und wer weiß, was sie gethan haben würde, hätte nicht die Hoffnung, dieser Schutzengel so vieler Verzweifelnden, ihr die Möglichkeit gezeigt, durch die Vereinigung mit dem Geliebten die Vergangenheit zum Besten zu kehren.

Diese Möglichkeit verwandelte die Hoffnung allmälig in Wahrscheinlichkeit, zuletzt aber in Gewißheit, und sie beschloß zu leben.

Bei diesem Entschlusse aber galt es, den Grafen Mastaï ausfindig zu machen, um ihn von ihrem Zustande in Kenntniß zu setzen und ihn zu beschwören, sie zu retten, sie vor Schmach und Schande zu bewahren, indem er ihr ungesäumt seine Hand reichte.

Dazu war, wie sie sich fest überzeugt hielt, weiter nichts nöthig, als daß sie ihm Nachricht von sich gab.

Wie aber konnte sie dies, da sie nicht wußte, wo er sich befand, und da er ebenso wenig ihren Aufenthalt kannte, um ihr Nachricht von sich zu geben?

Sie glaubte indeß dazu einen leichten und sichern Weg zu finden, indem sie sich an die Gräfin, seine Mutter, wendete.

Sie schrieb daher dieser edlen Frau. Zwar hielt die Scham sie ab, derselben die Wahrheit zu gestehen, allein sie bat sie, einen eingelegten Brief an ihren Sohn zu befördern, welcher ohne Zweifel der geliebten Mutter

Kenntniß von seinem Ergehen gegeben hatte und mit ihr in ununterbrochenem Briefwechsel stand.

Doch ihre Hoffnung wurde getäuscht.

Ihr Brief blieb ohne Antwort, ebenso wie ein zweiter, ein dritter, welche sie in immer dringendern Ausdrücken folgen ließ, indem sie zuletzt sogar, ihre frühere Scheu überwindend, andeutete, was gleich einer furchtbaren Last sie bedrückte.

Sie wußte sich dies Schweigen nicht anders zu deuten, als daß die stolze Gräfin ein Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen und deshalb die Verbindung mit ihrem Sohne als abgebrochen betrachte.

Wieder wurde Melanie durch eine solche niederbeugende und beschämende Vermuthung der Verzweiflung nahe gebracht, da erfuhr sie durch einen glücklichen Zufall, die Gräfin Mastaï habe kurz nach der Flucht ihres Sohnes Rom ebenfalls verlassen, weil sie für ihre eigene Sicherheit fürchten gemußt, und befinde sich jetzt auf Reisen im Auslande und ihr wechselnder Aufenthalt sei unbekannt.

Sie fügte sich nun ergebungsvoll in das Unvermeidliche, zog sich auf das Land in der Nähe von Nizza zurück und gab hier, von Niemand gekannt, das Leben einem Knaben, den sie nach ihrem geliebten Bruder benannte, um welchen sie noch immer in der größten

Sorge schwebte, denn es war ihr nicht gelungen, etwas Bestimmtes über sein Geschick zu erfahren.

Nur einen geringen Trost gewährte es ihr, daß sie wenigstens keine zuverlässige Nachricht von seinem Tode empfing und daher die Hoffnung schöpfen durfte, daß er noch in irgend einem Gefängnisse festgehalten würde.

Aber wo? Und unter welchen Verhältnissen? Was mochte der Arme dabei auszustehen haben? Denn nur zu bekannt war es, daß die politischen Gefangenen in den elendesten Kerkern jeder Art von Mißhandlung unterworfen wurden und kaum die nothdürftigste Nahrung erhielten.

Schauder aber erfaßte Melanie bei dem Gedanken daß ihr Bruder, gleich so vielen Andern, zur Galeere verurtheilt sein möchte, und daß er unter dem Abschaum der Menschheit die niedrigsten Arbeiten verrichten müsse, beständig bedroht von der Peitsche der rohen Aufseher.

Ein Glück war es unter so traurigen Umständen für die Beklagenswerthe, daß sie wenigstens gegen äußere Noth geschützt war, denn die Summe, welche ihr Bruder ihr im Augenblicke des Scheidens übergeben hatte, war bedeutend genug, um sie vor Nahrungssorgen zu schützen.

Bald nachdem ihr Knabe das Licht der Welt er-

blickt hatte, wurde Melanie eine unerwartete Freude zu Theil.

In trübe Gedanken vertieft, saß sie an der Wiege ihres Kindes und sann nach, was sie beginnen sollte, um Nachrichten von Mastaï, von ihrem Bruder zu erhalten.

Alle, mit denen sie in Rom näher befreundet gewesen war, hatten die Residenz des heiligen Vaters entweder freiwillig verlassen, oder sie waren der Rachsucht zum Opfer gefallen und schmachteten in einem von den überfüllten Kerkern des Kirchenstaats, wenn sie nicht etwa gar mit dem Leben ihre Anhänglichkeit an die Eroberer gebüßt hatten.

Rathlos fragte sich daher Melanie, an wen sie sich wenden solle, um Nachrichten einzuziehen, da öffnete sich die Thür ihres Zimmers und herein trat Jean, eben der Diener, dem wir sie in Nizza mit so gespannter Erwartung entgegeneilen sahen.

Der treue, in jeder Beziehung zuverlässige Mensch war in Rom zurückgeblieben, als Mercoeur so unerwartet verhaftet wurde und Melanie in eiliger Flucht mit Lynckers die Stadt verließ.

Nachdem er von dem hinterlassenen Besitzthume seiner Herrschaft so viel gerettet oder in Sicherheit gebracht hatte, als ihm möglich war, machte Jean sich auf den

Weg, Melanie aufzusuchen, da er sich überzeugt hatte, daß es ihm unmöglich sein würde, bis zu seinem geliebten Herrn durchzudringen oder demselben in irgend einer Art Beistand zu leisten.

Nach längerem Umherirren war es ihm endlich gelungen, die Verlassene aufzufinden, und mit einem Freudenrufe eilte Melanie ihm entgegen.

Ihre Hoffnung, durch ihn etwas über das Schicksal ihrer Lieben zu erfahren, wurde zwar getäuscht, denn außer ganz unbestimmten Gerüchten wußte Jean ihr nichts zu sagen; dennoch aber gereichte sein Erscheinen ihr zu großem Troste, denn in ihm hatte sie wenigstens den treuen Boten gefunden, dessen sie sich bedienen konnte, um nach verschiedenen Richtungen Erkundigungen einzuziehen.

Mit Freuden erklärte Jean sich bereit, ihr ausschließlich seine Dienste zu widmen, und schon in den nächsten Tagen kehrte er nach Rom zurück.

Melanie hoffte, daß er ihr dort um so nützlicher sein könnte, da er zu unbedeutend war, um den Verdacht der Behörden auf sich zu ziehen, während er zugleich, geleitet von der Klugheit, bei Leuten, die ihm gleich standen, Erkundigungen einziehen konnte.

Seine Nachforschungen blieben jedoch fruchtlos, und obgleich er mehrmals auf der rechten Spur zu sein

glaubte, Mercoeur's Aufenthalt zu entdecken oder über Mastaï bestimmte Kunde zu erhalten, sah er sich doch schließlich immer wieder getäuscht.

Von Zeit zu Zeit war er dann wieder zu Melanie zurückgekehrt, um ihr Bericht zu erstatten, doch immer aufs neue sendete sie ihn aus, gestärkt durch die Hoffnung, daß er diesmal glücklicher sein würde.

Allein das Glück begünstigte ihn nicht, und wir sahen, wie er abermals von seiner Wanderung erfolglos zurückgekehrt war.

Gleichwohl hätte er diesmal Melanie eine wichtige Nachricht bringen können, wäre er nur noch wenige Tage länger in Rom geblieben; und so eigenthümlich ist oft der Zusammenhang der scheinbar unbedeutendsten Dinge, daß vielleicht manche der wichtigsten politischen Ereignisse unserer Zeit sich anders gestaltet haben würden, hätte der schlichte Diener seinen Aufenthalt in Rom nur um wenige Tage verlängert und hätte er dort erfahren, was wir unsern Lesern in dem nächsten Kapitel mittheilen wollen.

VIII.

Das Gebot der Pflicht.

In lebhafter Aufregung ging der kaiserlich österreichische Lieutenant Graf Johann Maria Mastaï-Ferretti in seinem Zimmer zu Preßburg, wo sein Regiment seit kurzer Zeit in Garnison lag, auf und nieder.

Seinen Kameraden war er nur unter dem Namen Ferretti bekannt, denn politische Beweggründe hatten ihn bestimmt, den eigentlichen Familiennamen Mastaï zu unterdrücken.

In der Hand hielt er einen so eben erhaltenen Brief seiner Mutter.

Die edle Frau schrieb dem geliebten Sohne:

„Mein theures, einziges Kind!

Endlich sollen wir, so Gott will, wieder vereinigt werden und Du wirst nicht mehr nöthig haben, als Verbannter fern von dem geliebten Vaterlande zu leben.

Den Bemühungen unserer Verwandten und Freunde

ist es gelungen, jede Gefahr von Deinem theuren Haupte zu entfernen.

Ich selbst befinde mich seit einigen Tagen wieder in Rom und mein Mutterherz sehnt sich danach, Dich bald hier zu umarmen.

Nach alledem, was Du mir geschrieben hast, zweifle ich nicht, daß Du ohne Bedauern den kaiserlichen Dienst verlassen wirst.

Ich bitte Dich daher, ohne Zögern um Deinen Abschied einzukommen; ich werde von hier aus Dein Gesuch unterstützen und Deinen Eintritt in die päpstliche Nobelgarde vorbereiten.

Solltest Du aber den Stand des Soldaten verschmähen, zu dem Du ebenso wenig Beruf wie Neigung zu haben scheinst, nun, dann wird Dir mit Ehren jede andere Laufbahn geöffnet sein, die Du betreten willst, denn mit Gottes Beistand sind durch die Bemühungen unserer Freunde alle Schwierigkeiten beseitigt, welche Dir hätten im Wege stehen können.

Die Vergangenheit ist für Dich begraben und es öffnet sich Dir eine neue Zukunft; diese aber wird glücklich und glänzend sein, das flüstert ein ahnendes Gefühl meinem Mutterherzen zu, welches darüber vor Freude erbebt.

Betreibe Deinen Abschied, mein geliebter Sohn,

und eile bald in die Arme Deiner Dich mit Sehnsucht erwartenden Mutter.

Antonie, Gräfin von Mastaï-Ferretti."

Mit dem Ausdrucke tiefer Betrübniß ließ der junge Mann die Hand mit dem Briefe sinken.

„Und kein Wort von Melanie", seufzte er, „so dringend ich sie auch gebeten hatte, keine Mühe zu sparen, Nachrichten von dem theuren, geliebten Mädchen einzuziehen!"

Nach einer kurzen Pause, während welcher er finster vor sich niedersah, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort:

„Jetzt, wo sie wieder in Rom ist, sollte es ihr doch nicht schwer werden, etwas über das Schicksal der Unglücklichen zu erfahren, die vielleicht meinem Andenken flucht, indem sie glaubt, ich könnte nichtswürdig genug sein, sie nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, zu vergessen oder gar zu verleugnen!"

Der Gedanke, daß Melanie ihn für einen ehrlosen Verräther halten könnte, schien ihn heftig zu erschüttern. Er preßte die Hand an die Stirn, als wollte er peinliche Gedanken bekämpfen, unterdrücken, blickte dann wieder in den Brief seiner Mutter und las mit dem Ausdrucke der Bitterkeit laut die Stelle:

„Die Vergangenheit ist für Dich begraben."

Dann rief er heftig aus: „Will meine theure Mutter

durch diese Worte vielleicht andeuten, daß ich mein Verhältniß zu Melanie als zerrissen betrachten soll?"

Nach kurzem Sinnen über die Möglichkeit einer solchen Absicht setzte er hinzu:

„Nein, nein! Dazu ist meine Mutter zu edel! Sie kann nicht wollen, daß ich ein Mädchen aufgeben, vielleicht im Elende verlassen soll, mit dem ich durch die heiligsten Bande, durch Wort und Pflicht vereinigt bin!"

Wieder ging er mit heftigen Schritten in dem Zimmer auf und nieder, eine Beute widerstreitender Gefühle.

Endlich entrang ein tiefer, schwerer Seufzer sich seiner Brust.

„Werde ich aber im Stande sein, sie glücklich zu machen, ihrem Gefühle der innigsten Liebe zu entsprechen? Leider darf ich mir selbst nicht leugnen, wenn ich vor den strengen Richterstuhl des eigenen Gewissens trete, daß in mir Alles erloschen ist, was diese Liebe, vielleicht mir selbst unbewußt, Sinnliches hatte. Noch denke ich wohl mit Innigkeit an das liebe, schöne Mädchen zurück, aber mein Gefühl gleicht mehr der ruhigen Zuneigung eines Bruders als der ungestümen Leidenschaft eines Liebenden, und der Wunsch, mit ihr vereinigt zu werden, entspringt, wie ich mir nicht verhehlen kann, dem Gebote der Pflichterfüllung, nicht aber der sinnlichen Begier nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes."

Wie beschämt über dieses Selbstbekenntniß sank der junge Mann nieder auf einen Stuhl, stützte den Ellbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand und sah finster vor sich nieder.

„Wäre es mir doch vergönnt", seufzte er nach einer Pause, „das Wort des Herrn in fernen Gegenden den Heiden zu verkünden und beizutragen zu der Verbreitung unseres heiligen Glaubens!"

„Nein, nein!" rief er nach einer neuen Pause, indem er heftig aufsprang. „Hinweg mit diesem Gedanken strafbarer Selbstsucht! Vor dem Gebote der Ehre und der Pflicht muß jeder andere schweigen!"

Rasch entschlossen setzte er dann das Gesuch um seinen Abschied auf, und ohne Zögern überreichte er es eine Stunde darauf seinem Obersten, indem er zugleich bis zu dem Eingange der Dienstentlassung um Urlaub bat.

Dieser wurde ihm auf der Stelle bewilligt, denn der Oberst versprach sein Gesuch zu unterstützen und zweifelte nicht an der Gewährung desselben; lächelnd und in freundlich gutmüthigem Tone sagte er: „Es freut mich, Graf Ferretti, daß Sie diesen Entschluß gefaßt haben, denn, aufrichtig gestanden, Sie taugen nicht zum Soldaten, so wenig ich durch dieses Urtheil Ihrer Ehrenhaftigkeit zu nahe treten will."

„Herr Oberst“, sagte Mastaï ernst, „ich stimme Ihrem Urtheil vollkommen bei.“

Dann dankte er für die Ertheilung des Urlaubs, verneigte sich zum Abschied und eilte davon, die Brust erleichtert wie von einer schweren Last.

Dem Adjutanten gab er die Adresse an, unter welcher ihm der Abschied nach Rom zugesendet werden sollte, empfing seinen Urlaubspaß und war schon am nächsten Tage auf dem Wege nach Rom, ohne Abschied von seinen bisherigen Kameraden zu nehmen, denn er war mit keinem einzigen derselben näher befreundet und hielt sich überzeugt, nie wieder mit ihnen zusammenzutreffen. Wozu konnte also die Erfüllung einer leeren Höflichkeitsformel nützen?

Innig und herzlich war das Wiedersehen von Mutter und Sohn; doch schon nach dem Austausch der ersten flüchtigen Mittheilungen fragte der junge Mann:

„Und hast Du nichts von Mercoeur und dessen Schwester, meiner Braut, erfahren können, meine theure Mutter?“

Er betonte die Worte „meine Braut“ absichtlich stärker, um dadurch die Fortdauer seines Verhältnisses zu Melanie zu bezeichnen.

Die Gräfin sah ihn forschend an, schüttelte dann, wie mißbilligend, den Kopf und sagte sehr ernst:

„Der Franzose, der Freimaurer, weilt, wie ich erfahren habe, noch immer in dem wohlverdienten Gefängniß; das Mädchen aber ist nach ihres Bruders Verhaftung aus Rom entflohen und seitdem verschollen, und Du thust daher am besten, mein lieber Sohn, Dein Verhältniß zu ihr als gelöst, als einen Traum zu betrachten.“

„Vielleicht, meine geliebte Mutter, würde ich Deinem Rathe folgen, aber ich kann, ich darf es nicht, ohne in meinen Augen und gewiß auch in den Deinigen als ein Elender zu erscheinen.“

„Du bist ein Schwärmer, mein geliebtes Kind“, sagte die Gräfin achselzuckend.

„Nein, Mutter“, erwiderte der junge Mann sehr ernst, „nicht Schwärmerei ist es, welche mich so sprechen läßt, sondern die Stimme des Gewissens!“

„Also nicht die Stimme der Leidenschaft, die Stimme der Liebe?“ fragte die Gräfin und sah ihn von neuem forschend an.

Er senkte die Augen und entgegnete mit sichtlicher Verlegenheit:

„Ich fürchte, die lange Trennung ohne alle Nachricht von der Geliebten, ohne jeden Verkehr mit ihr hat das Gefühl, welches ich für Melanie Mercoeur hegte, geschwächt, wenn auch nicht vertilgt; denn

ich denke noch immer an sie; allein ich gestehe Dir offen, daß dieses Gedenken weniger der Liebe als dem Gefühl der Pflicht entspringt. Es ist die Ehre, welche mich an sie bindet, und noch kein Mastaï ist taub gewesen gegen die Gebote der Ehre!"

„Verhüte Gott, mein Sohn", entgegnete seine Mutter, „daß ich Dir irgend etwas rathen sollte, was gegen die Gebote der Ehre verstößt, doch kannst Du auch unmöglich für ewige Zeit Dich für gebunden halten. Deshalb wollen wir eine Frist festsetzen, während welcher Du die eifrigsten Nachforschungen anstellen magst, um Melanie Mercoeur aufzufinden. Ist aber diese Frist abgelaufen, dann betrachtest Du Dich als frei. Bist Du das zufrieden, mein Sohn?"

„Vollkommen, meine theure Mutter."

„Dann bestimme Du selbst die Frist; doch bitte ich Dich, sie mir zu Liebe nicht zu lang zu setzen."

„Da ich jetzt selbst hier bin und Alles aus der Nähe leiten kann, halte ich drei Monate für hinreichend."

„So sei es denn: drei Monate! Inzwischen aber, mein geliebtes Kind, bewirbst Du Dich um den Eintritt in die neue Nobelgarde des heiligen Vaters, nicht wahr?"

„Ich fühle zwar keine Neigung und keinen Beruf zu dem Soldatenstande, allein —"

„Man kann diese Nobelgarde kaum Soldaten

nennen", unterbrach die Gräfin lächelnd ihren Sohn. „Weit eher möchte ich sie dem Hofstaate des Papstes zuzählen. Indeß ich ließ Dich nicht ausreden, Du wolltest noch etwas hinzufügen."

„Ich wollte sagen, daß ich mich um die Anstellung bewerben werde, um Deinen Wunsch zu erfüllen. Auch bin ich ja dadurch nicht für die ganze Lebenszeit gebunden."

„Gewiß nicht", sagte die Gräfin. „Also gehst Du zu dem Fürsten Barberini, dem Commandeur der Nobelgarde?"

„Noch heute, theure Mutter", erwiderte der Graf und verließ das Zimmer.

IX.

Der fromme Beruf.

Graf Mastaï erfüllte ohne Zögern das seiner Mutter gegebene Versprechen und begab sich noch an demselben Tage zu dem Fürsten Barberini, dem Chef der päpstlichen Nobelgarde.

Der Fürst war einer der eifrigsten, wir möchten sagen der blindesten Anhänger des Papstes und des Papstthums und eben daher ein erbitterter Feind der Franzosen und der Anhänger derselben.

Er fühlte sich deshalb dem Grafen Mastaï feindlich gesinnt und hatte bereits mehrfach die an ihn gerichteten Zumuthungen zurückgewiesen, den jungen Grafen in das Corps aufzunehmen, welches unter seinem Befehle stand.

Mastaï's Wunsch war indeß in neuester Zeit von so mächtiger und einflußreicher Seite befürwortet worden, daß Fürst Barberini das Gesuch wenigstens nicht unbedingt zurückweisen zu dürfen glaubte, zumal Pius VII.

selbst gegen ihn geäußert hatte, er wünsche des ewigen Drängens der Familie Mastaï und ihrer Freunde überhoben zu sein, denn es würde ihm lästig, und es wäre ihm daher lieb, wenn der Fürst, dem er übrigens keinen Zwang auflegen wolle, den jungen Mann einreihen könnte, und wenn es auch erst später geschähe.

Der Fürst erblickte in dieser Aeußerung des heiligen Vaters einen Wink, den er als Hinterthür zu benutzen gedachte, um dem Grafen Mastaï Hoffnungen zu machen, die er niemals erfüllen zu müssen dachte.

Als ihm daher der Graf gemeldet wurde, runzelte er zwar finster die Stirn, entschloß sich aber dennoch, den Bewerber zu empfangen, so fest er sich auch früher vorgenommen hatte, ihn nicht zu sprechen.

Bei einer solchen Stimmung darf es nicht Wunder nehmen, daß Fürst Barberini den jungen Mann mit einer so abstoßenden Kälte empfing, als wäre er einer der niedrigsten Bittsteller.

Und dennoch stand die Familie Mastaï im Range der Familie Barberini sehr nahe, während sie dieselbe durch das Alter ihres Geschlechts überragte.

Der Fürst dankte auf den ehrerbietigen Gruß des Grafen nur mit einem stummen vornehmen Kopfnicken und maß den jungen Mann dann auf eine beinahe beleidigende Weise vom Kopf bis zu den Füßen.

„Mein Fürst“, begann Mastaï, „ich komme —“

„Ich weiß, weshalb Sie kommen, Herr Graf“, fiel Barberini ihm ins Wort, „und kann Ihnen nicht bergen, wie es mich wundert, daß Sie, der Sie der feindlichen Regierung der Franzosen dienten, den Wunsch hegen, in die Dienste des heiligen Vaters zu treten.“

Verletzt durch das schroffe Benehmen des Fürsten Barberini und getrieben durch die natürliche Offenheit seines Charakters, entgegnete Graf Mastaï, indem er sich stolz emporrichtete:

„Mein Fürst, mein Wunsch ist das weniger als der meiner Familie und besonders der meiner theuern Mutter, der ich in Allem zu folgen gewohnt bin, was Ew. Durchlaucht schwerlich tadeln werden.“

Der Fürst biß sich bei dieser Antwort in die Lippen. Dunkle Röthe überzog seine Wangen, er stand im Begriffe, eine zornige Antwort zu geben, doch bezwang er sich und sagte mit dem Tone kalten Spottes und indem er Mastaï abermals vom Kopfe bis zu den Füßen maß:

„Wollte ich auch wirklich auf den Wunsch Ihrer Frau Mutter Ihre Bitte erfüllen, so scheint es mir doch zu meinem Bedauern bei Ihrer krankhaften Bläße und Ihrem schwächlichen Körperbau, als wäre Ihre Constitu-

tion nicht dazu geeignet, die Strapazen des Dienstes auszuhalten.“

In ebenfalls spöttischem Tone entgegnete Mastaï: „Mein Fürst, es scheint Ihnen unbekannt zu sein, daß ich zwei Jahre als Offizier in österreichischen Diensten bei den Dragonern stand. Im Fall daher die Haustruppen Sr. Heiligkeit keine größern Strapazen auszustehen haben als die Feldtruppen des Kaiserstaats, so darf ich hoffen, daß meiner Aufnahme wenigstens von seiten meiner Körperconstitution keine Hindernisse entgegenstehen. Wenn also —“

„Schon gut! Schon gut!“ fiel Fürst Barberini dem jungen Manne abermals in das Wort. „Obgleich ich nicht verhehlen kann, daß ich zu Ihrer Diensttauglichkeit kein sonderliches Vertrauen hege, will ich es auf Grund der mehrseitigen Fürsprache, durch die Sie begünstigt werden, wagen, Sie einschreiben zu lassen. Für den Augenblick freilich ist die Garde vollzählig, indeß werde ich Sie vormerken lassen, und sobald eine Vacanz eintritt, sollen Sie benachrichtigt werden.“

Damit neigte er leise den Kopf zum Zeichen, daß die Audienz beendigt sei.

Der Graf fühlte sich durch das Benehmen des Fürsten so verletzt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, nur ein einziges Wort des Dankes auszusprechen.

Mit gleicher Förmlichkeit verneigte er sich und verließ den Chef der Nobelgarde, gegen den Eintritt in dies privilegirte Corps bei seinem Gehen vielleicht noch mehr eingenommen wie bei seinem Kommen.

Mißmuthig verfolgte er seinen Weg, den Kopf gesenkt, die Augen zu Boden geschlagen und ohne auf das zu achten, was rings um ihn her vorging.

Nicht wenig wurde er daher überrascht und beinahe sogar erschreckt, als er plötzlich in der einsamen Straße Santa-Anna seine Hand ergriffen und mit Küssen bedeckt fühlte.

Verwundert sah er auf und ein unheimliches Gefühl überkam ihn, als er vor sich ein altes zerlumptes Weib erblickte, dessen runzelvolles Gesicht, um welches struppiges weißes Haar in widerlicher Unordnung herumhing, ein ungewöhnlich hohes Alter zu verrathen schien, obgleich die kleinen, unheimlich blitzenden Augen ein beinahe jugendliches Feuer ausstrahlten.

Der stechende Blick der Alten haftete auf dem jungen Mann und mit widerlicher Stimme, halb schnarrend, halb kreischend, sagte sie:

„Heil und Segen Ihnen, edler Herr! Heil und Segen dem einstigen Oberhaupte der Christenheit!"

Graf Mastaï mußte nach dieser Anrede und dem Betragen der Alten auf den Gedanken kommen, daß er

eine Irsinnige vor sich habe, und indem er seine Hand hastig zurückzog, sagte er beinahe unwillkürlich:

„Kennt Ihr mich denn, gute Frau?“

„Wohl kenne ich Sie, Herr Graf!“ entgegnete das Weib und suchte sich abermals seiner Hand zu bemächtigen, was ihr jedoch nicht gelingen wollte.

„Wenn Ihr mich kennt“, sagte der Graf, dessen Staunen durch diese Antwort wuchs, „wie könnt Ihr dann so wunderliche Reden führen? Soviel ich weiß, wurde der Stuhl des heiligen Petrus noch nie mit dem Säbel erobert!“

„Das nicht“, erwiderte die Alte, „aber schon Mancher, der ihn einnahm, hatte in seiner Jugend ebenso wie Sie, Graf Mastaï, als stolzer Krieger das Schwert getragen, um es in spätern Jahren gegen das demüthige Gewand des Priesters zu vertauschen. Ihnen aber, Herr Graf, fehlt schon jetzt der rechte Soldatensinn und Ihr eigentlicher Beruf ist die Kirche, zu deren Stütze und glänzender Leuchte der Himmel Sie ausersehen hat.“

Die Alte sprach diese Worte in so feierlichem Tone, mit einem solchen Ausdrucke prophetischer Begeisterung, daß der junge Mann sich dadurch eigenthümlich ergriffen fühlte.

Hatte doch auch er, ehe er Melanie lieben lernte, den geistlichen Stand als seinen Beruf zu erkennen ge-

glaubt, hatte er sich doch besonders nach seiner Trennung von der Geliebten schon mehrmals selbst gesagt, daß wenigstens der Stand des Kriegers, der in seinen Augen so viel Rohes, Unsittliches und Unheiliges in seinem Gefolge hatte, nicht sein eigentlicher Beruf sei.

Die Worte des greisen Weibes machten daher auf ihn einen tiefen Eindruck und schienen in seinen Augen eine prophetische Bedeutung zu haben.

Er sagte deshalb mit gepreßter Stimme:

„Wie kommt Ihr zu dieser Ansicht, gute Frau? Woher vermuthet Ihr, daß ich mehr Beruf zu dem geistlichen Stande habe als zu dem von mir erwählten?"

„Ich vermuthe das nicht, Graf Mastaï", entgegnete das Weib, „ich weiß es!"

„Und woher habt Ihr dieses Wissen?" fragte er mit ungläubigem, beinahe spöttischem Lächeln. „Seid Ihr vielleicht eine Prophetin?"

„Spotten Sie nicht, Herr Graf", erwiderte die Frau und ihre Haltung wurde beinahe würdevoll. „Ja, der Herr würdigt mich, seine unwürdige Dienerin, zuweilen der Gnade, einen Blick in die Zukunft zu thun!"

„Und ein solcher Blick hat Euch auch meine Zukunft offenbart?" fragte er ungläubig.

„Ja!" antwortete die Frau im Tone der Zuversicht.

„Ich sah Sie zu zwei verschiedenen Zeiten, und eine innere Stimme, die schon mehrmals zu mir gesprochen und mich noch niemals betrogen hat, rief mir zu, daß das, was ich erblickte, nicht ein bloßes Bild meiner erregten Phantasie sei, sondern eine göttliche Verkündung."

„Und was verkündete Euch das Bild?" fragte der junge Mann, den die Worte der Alten mehr und mehr fesselten.

„Es waren zwei Bilder, die der innere prophetische Blick mir zeigte."

„Wie waren die Bilder beschaffen und wann zeigten sie sich Euch?"

„Das erste Mal vor etwa zehn Jahren", entgegnete die Prophetin. „Eine arme Frau, die Ihrer Entbindung entgegensah, verlangte von mir die Auslegung eines Traums, den sie die Nacht zuvor gehabt hatte. Ich befragte die Stimme der Zukunft und erhielt die Antwort, daß die Frau eines Knaben genesen würde, der dazu bestimmt sei, zu hohen kirchlichen Würden zu gelangen und als Cardinal die rechte Hand, der Freund und Rathgeber des heiligen Vaters zu werden."

„Und als den heiligen Vater erblicktet Ihr mich?" fragte der Graf gespannt.

„Nein!" entgegnete die Prophetin. „Diese Offenbarung wurde mir erst später zu Theil. Das erste Mal

sah ich nur die mit der Krone geschmückte Gestalt, ohne die Züge derselben erkennen zu können."

„Später aber zeigte ein zweites prophetisches Gesicht Euch meine Züge?" fragte Mastaï.

„Das zweite Mal sah ich Sie selbst, Herr Graf! Ueber Ihrem Haupte aber schwebte in der Luft in strahlendem Glanze die dreifache Krone, die Sie mir als den dereinstigen Papst bezeichnete."

„Wann und wo war das?" rief hastig der junge Mann.

„Das war an jenem Tage, als Sie das Räubernest Sonnino einäscherten und den kleinen Hirtenknaben Giacomo Antonelli mit sich fortführten, eben den, welchen mir die prophetische Stimme als den künftigen Cardinal und Ew. Heiligkeit einflußreichen Diener bezeichnet hatte!"

„Ihr träumt, gute Frau!" sagte Mastaï mit dem frühern halb ungläubigen, halb spöttischen Lächeln. „Wie sollte dieser Sohn eines gemeinen Hirten je dahin gelangen können, die höchste kirchliche Würde nächst der des heiligen Vaters selbst zu erreichen?"

„Hat nicht den Stuhl des heiligen Petrus selbst einst sogar ein ehemaliger Schweinehirt eingenommen?" fragte die Prophetin mit triumphirendem Tone über den von ihr aufgestellten schlagenden Beweis. „Auch darf ich an der Wahrheit des Gesichts nicht zweifeln, denn

das, was ich in der Zukunft erblickt hatte, als ich der Hirtenfrau für ihren Sohn den Cardinalshut verhieß, zeigte mir bei jenem zweiten Gesichte die Wirklichkeit: an der Seite des Knaben den gehangenen Räuber, den nahen Verwandten des Knaben, und im Hintergrunde die zum Himmel aufsteigenden Flammensäulen des unglücklichen Ortes, welcher der Vernichtung überliefert wurde. Ganz so hatte sich mir Alles bei der Prophezeiung gezeigt, die ich der Antonelli gemacht hatte, und die arme Frau könnte die Wahrheit meiner Worte bestätigen, hätte nicht der Tod sie schon vor Jahren in seine kalten Knochenarme geschlossen."

„Wunderbar! Höchst wunderbar!" murmelte Mastaï halblaut vor sich hin.

Ohne auf diese Worte zu achten, vielleicht auch ohne sie gehört zu haben, fuhr die Prophetin, in welcher der Leser längst die alte Sibylle wiedererkannt haben wird, fort:

„Hat nicht der Knabe selbst sich von seinem Vater losgerissen, indem er erklärte, daß er nicht Räuber, sondern Cardinal werden wolle?"

„Ja, wahrlich", sagte der Graf, „ich erinnere mich jetzt, daß er diese Aeußerung that und daß ich ihm, indem ich ihn mit mir nahm, sagte, ich wolle ihn wenigstens auf den Weg zur Erreichung dieses Ziels bringen."

„Deshalb brachten Sie ihn in das Hospiz für arme und verwaiste Knaben, wo er gegenwärtig noch ist.“

„Wirklich? Ihr erinnert mich durch Eure Worte daran, gute Frau, daß ich über dem Drange politischer Ereignisse meinen ehemaligen Schützling ganz aus den Augen verloren habe, während es eigentlich meine Pflicht gewesen wäre, mich seiner auch ferner anzunehmen.“

Nach diesen Worten griff er in die Tasche, gab der Alten ein Trinkgeld und wollte seinen Weg verfolgen, doch diese hielt ihn an einem Zipfel seines Rocks zurück, und dringend, beinahe flehend sagte sie:

„Sie dürfen mich nicht verlassen, bevor Sie mich zu Ende gehört haben.“

„Was könntet Ihr mir noch weiter zu sagen haben, nachdem Ihr mir die höchste Würde verheißen, zu der ich mich so wenig befähigt fühle?“

„Und die Sie dennoch erreichen werden. Das hat mir eben heute ein neues prophetisches Gesicht verkündet!“

„Heute?“ fragte Mastaï verwundert.

„Ja, eben heute!“ entgegnete die Alte voll Eifer. „Seit ich Sie auf wenige flüchtige Augenblicke und nur aus der Ferne bei der Hinrichtung des Lorenzo Antonelli in Sonnino sah, sind Jahre vergangen. Ich er-

innerte mich kaum noch Ihrer Züge und Ihr Name war meinem altersschwachen Gedächtnisse vollständig entschwunden, als ich Sie vorhin in Gedanken versunken und finster vor sich niederblickend mir entgegenkommen sah. Ich bemerkte Sie wohl, denn Sie waren in der verödeten Straße außer mir der einzige Mensch, aber ich beachtete Sie nicht. Ich wollte daher an Ihnen vorübergehen, als ich ganz zufällig auf Sie blickte. Da schwebte in der Luft dicht über Ihrem Haupte wieder im Strahlenglanze die dreifache Krone, gerade so wie ich sie bei der Hinrichtung in Sonnino über Ihrer Stirn schwebend erblickt hatte. Jetzt erst erkannte ich Sie, doch im Nu war mir die Vergangenheit und die Zukunft klar, auch Ihren Namen wußte ich jetzt plötzlich wieder, und von Dankbarkeit ergriffen, daß der Himmel mich zum dritten Male in Beziehung auf Sie eines prophetischen Gesichts gewürdigt, faßte ich Ihre Hand und zog sie an meine Lippen. Jetzt aber", fuhr die alte Sibylle nach einer kurzen Pause fort, „jetzt beschwöre ich Sie, Herr Graf, verachten Sie nicht den dreimaligen Wink des Himmels; entsagen Sie dem Kriegerstande und folgen Sie dem frommen Berufe, der Sie zu der höchsten Würde der Kirche führen und zugleich mit dem Purpur des weltlichen Königthums bekleiden wird."

Die Alte hatte mit einem so enthusiastischen Feuer gesprochen, daß Mastaï sich erschüttert fühlte. Schmeichelten die Worte der Prophetin doch zugleich auch seinen geheimsten Gedanken und Neigungen. Mit einem leisen Beben der Stimme entgegnete er daher: „Eure Sehergabe täuscht Euch, gute Frau, denn eine heilige Pflicht würde es mir unmöglich machen, dem frommen Berufe zu folgen, selbst wenn ihn als den meinigen erkennen würde."

Sibylle sah ihm bei diesen Worten mit ihren stechenden Augen scharf ins Gesicht, legte wie sinnend die gelbe knöcherne Hand an die von tiefen Runzeln durchfurchte Stirn und sagte in feierlich ernstem Tone: „Die Pflicht, durch die Sie sich gebunden glauben, durch die Sie von der Erfüllung Ihres frommen Berufs sich wollen abhalten lassen, ist durch des Himmels weisen Rathschluß erloschen."

Bei diesen Worten, die eine so deutliche Anspielung auf sein Verhältniß zu Melanie zu enthalten schienen oder eine solche wenigstens in seinen Augen enthielten, zuckte Mastaï zusammen.

Hastig ergriff er die Hand der Prophetin, drückte sie heftig, beinahe krampfhaft und rief in gewaltiger Aufregung: „Was wollt Ihr mit diesen Worten sagen, Alte? Wißt Ihr etwas Näheres von ihr?"

„Von ihr?“ wiederholte Sibylle, augenscheinlich erstaunt darüber, unbewußt Worte von hoher Wichtigkeit ausgesprochen zu haben.

Nein, sie wußte nichts von ihr; sie wußte nicht einmal, wer sie war, aber mit der Schlauheit, die ihr eigen, griff sie die Worte des Grafen auf, aus denen sie erkannte, daß er nach einem weiblichen Wesen vergebens gesucht hatte. Wer aber konnte dies anders sein als eine Geliebte?

Rasch entschlossen, diese unerwartete Entdeckung zu benutzen, sagte sie daher: „Was ich weiß, ist nicht viel, aber es wird genug sein, um Ihnen zu beweisen, daß keine Pflicht Sie abhält, dem frommen Berufe zu folgen.“

Heftig zitternd faßte er den Arm Sibyllens und rief in dumpfem Tone:

„Melanie ist todt?“

„Todt!“

„Und das Kind?“ stammelte er kaum hörbar.

„Es starb im Arme der Mutter. Die Unglückliche konnte den Verlust ihres kleinen Lieblings nicht ertragen. Nachdem sie denselben dem Schooße der Erde übergeben hatte, nahm sie sich selbst das Leben. Ihre letzten Worte waren ein Fluch dem Verführer, der sie im Elend hatte umkommen lassen!“

Was die Sibylle zu dieser kecken Lüge veranlaßte, vermögen wir nicht zu sagen.

Vielleicht war ihre Absicht nicht böse und sie wollte dadurch nur die Erfüllung ihrer Prophezeiung ermöglichen; gewiß aber würde sie die lügenhaften Worte nicht gesprochen haben, hätte sie die Wirkung derselben voraussehen können.

Diese aber war fürchterlich.

Kaum hatten ihre Lippen jene furchtbaren Worte ausgesprochen, als Leichenblässe die Wangen Mastaï's überzog; seine Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten, indem er wie mit irren Blicken die Prophetin anstarrte; seine Züge verzerrten sich entsetzlich, er zitterte am ganzen Leibe; endlich aber kreischte er in einem Mark und Bein erschütternden Tone laut auf: „Melanie hat mir sterbend geflucht!" und stürzte nieder auf das Pflaster.

Schon öfters hatte er an Krampfanfällen gelitten, doch sie waren stets nur schwach gewesen und bald vorübergegangen; jetzt aber steigerte sich der Anfall zu den fürchterlichsten Convulsionen. Er schlug mit den geballten Fäusten wüthend umher; Schaum trat ihm vor den Mund; er stieß wilde, unartikulirte Töne aus und seine übermäßig weit aufgerissenen, stier vor sich hinblickenden, aber nichts sehenden Augen hatten einen gräßlichen Ausdruck.

Durch den Anblick entsetzt und ergriffen von Furcht über die möglichen Folgen ihrer Lüge entfloh die Sibylle. Graf Mastaï schlug mit dem Kopfe mehrmals so heftig auf das Straßenpflaster, daß es schien, als müsse er sich den Kopf zerschmettern. In der That blutete er auch bald heftig aus mehreren Wunden, und er würde vielleicht hier auf offener Straße ohne Hülfe und Beistand elend umgekommen sein, wäre er nicht zum Glück von den Bewohnern eines benachbarten Hauses bemerkt worden, die zufällig an das Fenster getreten waren und, von Mitleid ergriffen, hinabeilten, um den anständig gekleideten jungen Mann nach ihrer Wohnung hinaufzutragen.

Nur mit großer Mühe und mit dem Beistande einiger Nachbarn gelang ihnen dies, so wild schlug der Unglückliche unablässig um sich her.

Endlich aber wurde er auf ein Bett gelegt, ein schnell herbeigerufener Arzt verordnete einige Mittel und nach etwa einer halben Stunde wurde der fürchterliche Anfall immer schwächer und schwächer, bis er zuletzt in einen Zustand völliger Lethargie überging, der zu einem todtenähnlichen, aber erquickenden Schlafe führte.

X.

Ein schuldloser Verräther.

Es währte mehrere Stunden, ehe Graf Mastaï wieder zu vollem Bewußtsein erwachte.

Er war am ganzen Körper wie zerschlagen, dennoch aber mehr moralisch wie leiblich vernichtet.

„Gestorben mit einem Fluche gegen mich auf den Lippen!“ murmelte er dumpf vor sich hin, während er seine Erinnerung zu sammeln bemüht war, indem er in dem ihm fremden Gemache umherblickte, ohne während der ersten Minuten sich sagen zu können, wie er hierher gekommen sei.

Endlich wurde ihm der Auftritt mit der Prophetin klar; er schauderte in sich zusammen und wiederholte mit dem Ausdruck der Verzweiflung: „Gestorben mit einem Fluche gegen mich auf den Lippen!“

Dann raffte er sich mühsam auf von seinem Lager,

dankte den Leuten, die sich mitleidig seiner angenommen hatten, und wankte seiner Wohnung zu.

Als seine Mutter ihn bei sich eintreten sah, leichenblaß, noch immer zitternd und so matt, daß er sich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte, rief sie erschrocken aus:

„Um Gottes und aller Heiligen willen, mein geliebter Sohn, was ist Dir begegnet? Sollte etwa Fürst Barberini —"

„Nein, meine theure Mutter", entgegnete der junge Mann, „der Fürst war höflich, wenn auch sehr kalt. Er versprach mir, mich für die nächste Vacanz zu dem Eintritt in die Nobelgarde vorzumerken; doch kümmere ich mich darum jetzt nicht, denn etwas ganz Anderes beschäftigt mich und nimmt alle meine Gedanken in Anspruch."

„Was ist denn nur geschehen?" fragte die Gräfin von Angst ergriffen. „Es muß etwas Fürchterliches gewesen sein, denn Du siehst leichenblaß und ganz entstellt aus."

„Ja, fürchterlich ist es in der That!" entgegnete der Graf und schauderte abermals zusammen bei der Erinnerung an den Fluch.

Nach einer Pause, während welcher die Blicke der Gräfin voll Besorgniß auf ihm hafteten, fügte er hinzu:

„Gönne mir nur einige Ruhe, meine theure Mutter, und Du sollst Alles erfahren. Jetzt bin ich zu angegriffen, zu erschüttert, als daß ich die Mittheilung aushalten könnte."

In der That war sein Zustand wohl geeignet, das liebende Mutterherz mit gerechter Furcht zu erfüllen; auch gab er ohne Widerstreben den Bitten der Gräfin nach, sich zu Bette zu legen und einen Arzt rufen zu lassen.

Die Sorge war nicht überflüssig, denn nach einer sehr unruhigen Nacht kam ein heftiges Fieber zum Ausbruch, und erst nach drei Wochen erklärte der Arzt, daß der junge Mann außer Gefahr sei.

Die Gräfin hatte mit unerschütterlicher Liebe und Ausdauer an dem Lager des Kranken gewacht, und es wollte ihr das Herz zerreißen, wenn ihr Sohn in dem Delirium unzählige Male mit dem Ausdruck der Verzweiflung rief:

„Gestorben mit einem Fluche gegen mich auf ihren Lippen!"

Zu andern Zeiten wieder flehte er mit kläglicher Stimme:

„Melanie, meine theure Gattin, fluche mir nicht! Ich schwöre Dir, daß ich unschuldig bin und daß ich nichts versäumte, um Dich aufzufinden."

Diese Fieberphantasien verriethen der Gräfin die

Ursache von dem Leiden ihres Sohnes, aber vergebens forschte sie danach, woher der Graf die erschütternde Kunde erhalten.

Sie erfuhr nur so viel, daß man ihn in der Straße Santa-Anna bewußtlos gefunden hatte, von den fürchterlichsten epileptischen Krämpfen befallen.

Ihn selbst wagte sie nicht zu befragen, selbst dann nicht, als er, außer Gefahr erklärt, in scheinbarer Gemüthsruhe neben ihr saß.

Sie fürchtete durch solche Fragen eine neue Erschütterung herbeiführen; diese aber konnte nach der Erklärung des Arztes die gefährlichsten Folgen haben; deshalb gebot er auch, die Gemüthsruhe des Reconvalescenten auf keine Weise zu stören.

Sie hoffte gänzliche Heilung ihres geliebten Kindes von der Zeit, diesem besten aller Tröster und Aerzte.

Graf Mastaï blieb stumm über die Veranlassung seines Unfalls, indeß glaubte seine Mutter zu erkennen, daß er über irgend einem Entschlusse brütete, denn oft saß er Viertelstunden lang regungslos da, auf einen Fleck vor sich hinstarrend und in finsteres Sinnen versunken.

Aus diesem wurde er eines Tages durch einen Brief aufgestört, den ein Diener im Beisein der Gräfin überbrachte.

Mit gleichgültiger Miene betrachtete der junge Mann einige Augenblicke das große Siegel, erbrach es dann und las den Inhalt, wobei ein spöttisches Lächeln seine bleichen Züge überflog.

Als er den Brief beendigt hatte, gab er ihn seiner Mutter und diese las:

„Herr Graf!

Mit Bedauern habe ich von dem Unfalle gehört, von welchem Sie unlängst in der Straße Santa-Anna betroffen wurden.

Leider ist es mir nach diesem Ereignisse unmöglich, das Ihnen gegebene Versprechen zu erfüllen, Ihnen den Eintritt in das edle Corps zu gewähren, dessen Commandant zu sein ich die Ehre habe.

Ich benachrichtige Sie daher, daß ich mich gezwungen sah, Ihren Namen aus der Liste der Aspiranten streichen zu lassen.

Der ich die Ehre habe &c.

Fürst Barberini,
Commandant der Nobelgarde
Sr. Heiligkeit des Papstes."

Während des Lesens hatte die Gräfin über den Rand des Papiers hinweg besorgte Blicke auf ihren Sohn gerichtet, denn sie fürchtete, die von ihr so sorg-

fältig vermiedene Erinnerung an jenen Unfall möchte traurige Folgen haben.

Mit wahrer Befriedigung sah sie daher, daß der junge Mann das Schreiben mit lächelnder Miene las, es dann gleichgültig beiseite legte und endlich sagte:

„Fürst Barberini hat vollkommen Recht, meine theure Mutter; ich tauge wirklich nicht für das edle Corps der päpstlichen Nobelgarde, und ich wartete nur meine gänzliche Genesung ab, um ihm dies selbst mitzutheilen; der Fürst ist mir also blos zuvorgekommen, und ich muß es ihm daher Dank wissen, daß er mich durch sein Entlassungsschreiben der unangenehmen Erklärung überhoben hat.“

„Aber es ist Dir dadurch zugleich auch der Eintritt bei den andern päpstlichen Truppen versperrt“, sagte die Gräfin mit einem Seufzer.

„Gott sei Dank, ja“, entgegnete der Graf, „denn hätte ich in meinem Entschlusse noch geschwankt, so würde dieser Umstand ihn zur Reife gebracht haben.“

„Und was ist das für ein Entschluß?“ rief die Gräfin erschrocken. „Du wirst doch nicht etwa wieder in die Dienste Oesterreichs treten wollen?“

„Nein, meine gute Mutter“, entgegnete der Graf. „Auch ohne den Fürsten Barberini bin ich zu der Einsicht gekommen, daß ich zum Soldaten nicht tauge; des-

halb will ich meine Dienste einem Höhern als dem Kaiser von Oesterreich widmen."

„Einem Höhern?" fragte die Gräfin gespannt. „Verstehe ich Dich recht, mein Sohn? Du wolltest —"

„Ja, meine geliebte Mutter", sagte der junge Mann mit feierlichem Ernst. „In Deinem frommen Sinne verstehst Du mich vollkommen recht: Gott will ich hinfort mein Leben weihen, wenn Du mir dazu Deine Einwilligung und Deinen Segen gibst."

„Von ganzem Herzen, mein geliebtes Kind", sagte die Gräfin, indem sie die Hände segnend auf sein Haupt legte. „Du hast das beste Theil erwählt, denn bei Deinem reinen kindlichen Sinn wirst Du ein würdiger Diener des Herrn sein und mit seinem göttlichen Beistande einst eine Stütze seiner heiligen Kirche werden."

Diese Beistimmung seiner bis zur Anbetung verehrten Mutter verbannte bei dem schwärmerischen jungen Manne den letzten Zweifel.

Schon kurze Zeit darauf zeigte der Offizier sich in dem geistlichen Gewande und mit allem Eifer lag er den theologischen Studien unter der Leitung des berühmten Graziosi ob, der, von dem frommen Feuereifer seines Schülers entzückt, eines Tages wie in prophetischer Begeisterung ausrief:

„Der Abbé Mastaï hat das Herz eines Papstes!"

Durch die Wahl des Priesterstandes glaubte Graf Mastaï den Fluch zu sühnen, der, wie er meinte, auf ihm lastete, und doch fehlte nur wenig, so hätte er ihn durch eben diesen Schritt auf sein Haupt herabgezogen.

Denn wie wir wissen, hatte die Prophetin Sibylle ihn frech belogen, als sie ihm sagte, Melanie habe ihm sterbend geflucht.

Melanie war nicht todt, und weit entfernt, dem Grafen zu fluchen, sehnte sie ihn mit der ganzen Glut ihres liebenden Herzens herbei.

Sie fühlte sich glücklich in dem Gedanken, ihren kleinen Xaver, der lieblich und kräftig heranwuchs, an die Brust seines Vaters zu legen, und diesen zu suchen hatte sie abermals den treuen Jean nach Rom auf Kundschaft ausgesendet.

Noch immer weilte sie in dem Gasthaus zum päpstlichen Täufling zu Nizza, und wie an jenem Abend, als der zuverlässige Bote unverrichteter Sache zu ihr zurückkehrte, war auch jetzt wieder der wilde Gregor Barthelemi bei ihr in dem Zimmer und spielte mit seinem Lieblinge, dem kleinen Xaver, der inzwischen ein ganzes Stück gewachsen war.

Wieder trat Jean zu ihr ein, diesmal indeß, ohne vorher von ihr bemerkt worden zu sein.

Freudig eilte sie ihm entgegen, als sie ihm aber in

das finstere Gesicht sah, da blieb sie erschrocken stehen und mit hörbar bebender Stimme fragte sie:

„Hast Du ihn noch immer nicht gefunden? Hast Du noch immer keine Nachricht von ihm?“

„Ja, ich habe ihn gefunden!“ sagte Jean und sah mit finster gerunzelter Stirn vor sich nieder.

„Und das sagst Du mit einer Miene, als hättest Du mir ein großes Unglück zu verkünden?“

„Sagt das meine Miene, so hat sie nicht gelogen“, entgegnete Jean mürrisch.

„O mein Gott!“ rief Melanie erschrocken. „Ist etwa der Graf gefährlich krank?“

„Schlimmer!“ sagte der treue Diener mit gepreßter Stimme.

„Sterbend?“ schrie sie auf und mußte sich an einen Sessel halten, um nicht niederzusinken.

„Er befindet sich vollkommen wohl“, entgegnete Jean, und zwischen den Zähnen murmelnd, fügte er hinzu, ohne von ihr verstanden zu werden: „Der Elende!“

„Dann“, sagte Melanie mit angstbeklommener Brust, „hat er mich vergessen, ist mir wohl gar untreu geworden?“

„Wenn es nur das wäre“, rief Jean, indem er jetzt in lauten Unwillen ausbrach, „so wollte ich ihm gern das Unrecht verzeihen, das er an Ihnen begangen hat,

denn es würde in diesem Falle nicht schwer werden, eine Versöhnung herbeizuführen und ihn, wenn es sein müßte, zur Erfüllung seiner Pflicht gegen Sie zu zwingen."

„Jean, martere mich nicht so, indem Du mich durch diese Andeutungen auf die Folter spannst. Sage mir endlich, was es ist, und sei überzeugt, daß ich Alles standhaft zu tragen wissen werde, wie ich schon so viele Schläge ertragen habe, ohne zu erliegen."

„Nun wohl", sagte Jean zögernd; „erfahren müssen Sie es ja doch endlich. Graf Mastaï hat zwischen sich und Ihnen eine unübersteigliche Scheidewand aufgeführt — er ist Priester geworden!"

„Priester!" wiederholte Melanie erschrocken. „Hast Du Dich auch nicht durch eine falsche Nachricht täuschen lassen?"

„Ich sah ihn selbst in dem Priestergewande!" versicherte der treue Diener.

„Du sahst ihn?" fragte tonlos die Unglückliche, die auf einen Sessel niedergesunken war. „Hast Du Dich auch nicht geirrt? Hast Du mit ihm gesprochen?"

„Nein!" erwiderte er kurz. „Was bedurfte es da noch der Worte, wo sein Gewand mehr als zu deutlich sprach?"

„Und sah er auch Dich?"

„Ja, er sah mich, und bei meinem Anblick erblaßte

er, wandte sich und eilte aus meiner Nähe fortzukommen. Sichtlich mahnte mein Anblick ihn an seine Frevelthat!"

„Der Elende!" murmelte Melanie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. „Mich der Schande preiszugeben! Sein Kind des ehrlichen Namens zu berauben!"

Da war es, wo der Fluch gegen den, welchen sie für einen Verräther halten mußte, obgleich er diesen Namen nicht verdiente, auf ihren Lippen schwebte.

Die verhängnißvollen Worte wurden zurückgehalten durch die Liebkosungen des kleinen Xaver, der zu ihr getreten war, tändelnd ihre Arme mit seinen kleinen Händchen streichelte und mit seiner lieblichen Kinderstimme sagte:

„Sei nicht so traurig, lieb Mütterchen; ich will auch recht artig sein."

Die Stimme ihres Kindes traf ihr Herz und erweichte es.

Sie schloß den Knaben heftig in ihre Arme, preßte ihn beinahe krampfhaft an sich und überströmte sein Köpfchen mit ihren Thränen.

Mit offenem Auge und scharfem Ohr war Gregor Barthelemi Zeuge dieses ganzen Auftritts gewesen.

Jetzt trat er näher, faßte die eine Hand Melanie's und sagte mit blitzenden Augen und entschlossenem Tone:

„Hat Dir Jemand etwas zu Leide gethan, Frau Melanie? Sage mir den Namen dessen, den Du einen Verräther nanntest, und ich schwöre Dir, daß ich Dich an ihm rächen werde!“

Trotz der verzweiflungsvollen Stimmung, in der sie sich befand, konnte Melanie sich eines leisen Lächelns über den Eifer des kaum zehnjährigen Knaben nicht erwehren. Sie zog ihn an sich, küßte ihn herzlich auf die hohe, freie Stirn und sagte gerührt:

„Ich danke Dir, mein guter Gregor, allein Du kannst mir nicht helfen, und Rache ist es nicht, wonach ich trachte!“

Sie küßte ihn nochmals auf die Stirn und sagte dann freundlich:

„Geh, mein gutes Kind und spiele wieder mit Xaver!“

Der gegen alle Welt und sogar gegen seine eigenen Aeltern trotzige und unbändige Knabe folgte willig der Mahnung; Melanie aber winkte dem treuen Diener ihr in ein Nebenzimmer zu folgen.

XI.

Finstere Kerkernacht.

In Trauer und Einsamkeit verbrachte Melanie ihr einförmiges Leben, indem sie in dem päpstlichen Täufling zu Nizza wohnen blieb.

Der Aufenthalt war ihr dadurch lieb geworden, daß ihr Xaver, der schüchtern und weichmüthig war, sich mit einer rührenden Innigkeit an den wilden Gregor Barthelemi angeschlossen hatte, welcher seinerseits den so viel jüngern Knaben wie ein älterer Bruder liebte und ihm bei jeder Gelegenheit als Schützer und Vertheidiger zur Seite stand.

Auch wurde er mit jedem Tage geeigneter zu dieser Rolle, denn er nahte sich jetzt dem Jünglingsalter und war bereits über seine Jahre groß, schön und kräftig.

Melanie genoß keinen andern Umgang als den ihres treuen Jean und lebte nur der Sorge für ihren

Xaver und der Erziehung desselben, in welcher sie ihre einzige Zerstreuung und Freude fand.

Sie theilte ihm aus dem reichen Schatze ihrer Kenntnisse schon von seiner zartesten Kindheit an mit, was sich für ihn eignete, und gern ließ sie Gregor an dem Unterrichte Theil nehmen, bei welchem der reichbegabte Knabe schnelle Fortschritte machte, während es ihm bei allen andern Lehrern an dem erforderlichen Sitzefleisch mangelte.

Die Nachforschungen nach ihrem Bruder hatte Melanie nach langen vergeblichen Bemühungen aufgegeben.

Sie beweinte den Theuern als todt, und wie konnte es auch anders sein? Wäre er noch am Leben gewesen, so hätten ihre Erkundigungen, die sie jahrelang mit dem unermüdlichsten Eifer betrieben hatte, doch irgend einen Erfolg haben müssen!

So lebte Melanie ruhig, man hätte beinahe sagen können glücklich, wäre der nagende Kummer über die Vergangenheit nicht gewesen, hätte nicht jeder Blick auf ihr Kind, das keinen Vater, keinen Namen hatte, ihre kaum vernarbten Wunden immer wieder frisch bluten gemacht!

Um den, der einst ihrem Herzen so theuer gewesen war, kümmerte sie sich nicht mehr. Sie betrachtete ihn ebenso wie ihren Bruder als einen Todten; war er nicht

für sie auch in der That aus der Reihe des Lebenden geschieden?

Ebenso wenig hatte sie Sinn für die politischen Ereignisse, welche die Bewohner des Kirchenstaats noch immer nicht zur Ruhe kommen ließen, obgleich schon eine Reihe von Jahren verflossen war, seitdem zumeist durch die Gnade, um nicht zu sagen Verblendung der protestantischen und akatholischen Herrscher das weltliche Papstthum wiederhergestellt wurde.

Das stille Nizza wurde von den politischen Stürmen und Kämpfen unter der Herrschaft des stolzen Cardinals Consalvi, welcher mehr Papst war wie der schwache Pius VII. selbst, kaum berührt, Melanie in ihrer stillen Zurückgezogenheit aber noch viel weniger, und kaum hörte sie dann und wann ganz oberflächlich, was draußen vorging.

So war, ohne daß sie auf den Lauf der Zeit geachtet hatte, das Jahr 1821 herangekommen, welches für sie eine Veränderung von der höchsten Wichtigkeit herbeiführen sollte, eine Begebenheit, die auch in weitern Kreisen bis in die neuesten Zeiten hinein nicht ohne bedeutende Nachwirkung blieb und deren volle Wichtigkeit sich vielleicht erst in naher Zukunft zeigen wird.

Es war am 15. Februar des Jahres 1821, als in einem elenden, finstern Kerker zu Ancovano mehrere

politische Gefangene sehnsüchtig auf ihr kärgliches Mahl warteten.

Die Stunde, zu welcher es ihnen gewöhnlich gebracht wurde, war längst vorüber, mußte vorüber sein, wie das nagende Gefühl ihres Magens ihnen sagte. Denn sie besaßen kein anderes Mittel, die Zeit abzumessen, als den Hunger, der ihnen regelmäßig den Besuch ihrer Kerkermeister verkündete, die jeden Tag früh und mittags regelmäßig bei ihnen erschienen.

Aus diesen Besuchen hätten sie nicht gewußt, ob es in der Außenwelt Tag oder Nacht sei, denn kein Lichtstrahl drang in die Kellerräume des alten Herrenschlosses, das in ein Gefängniß verwandelt worden war, dessen obere Räume als Kaserne für die schwache Garnison, als Wohnungen des Beamtenpersonals und als Vorrathsräume benutzt wurden, während die ehemaligen Keller zu einem kläglichen und ungesunden Aufenthalte für die Gefangenen eingerichtet worden waren, die sich darin eng zusammengepfercht befanden.

In peinigender Unthätigkeit verbrachten die Unglücklichen hier ihre Tage, und ihre Lage wurde dadurch um so fürchterlicher gemacht, daß ihnen jede Hoffnung abgeschnitten zu sein schien, jemals ihre Freiheit wiederzuerlangen.

Denn wie sie ohne Urtheilsspruch, ja sogar zum

größten Theile ohne Untersuchung in den Kerker geworfen worden waren, so mußten sie fürchten, stillschweigend zu ewiger Vergessenheit verurtheilt zu sein.

Was den Beklagenswerthen noch allein zu einigem Troste gereichte, war der Umstand, daß man sie nicht mit gemeinen Verbrechern zusammengethan hatte und daß sie beinahe sämmtlich unter einander befreundet waren, oder mindestens bekannt und verbündet, denn ohne Ausnahme gehörten die Gefangenen, welche sich in Ancovano befanden, den beiden geheimen Gesellschaften der Carbonari und der Freimaurer an, welche mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgt worden waren, seitdem Pius VII. den Stuhl des heiligen Petrus wieder als weltlichen Herrscherthron bestiegen hatte.

Wurde durch das gemeinsame Band, welches alle umschlang, auch ihre Lage einigermaßen erträglich gemacht, so priesen sie doch jeden glücklich, der aus ihrer Mitte der Freiheit durch den Tod zurückgegeben wurde.

Was an dem erwähnten 15. Februar des Jahres 1821 ihren Zustand noch qualvoller machte, war, daß einige Zeit nach der vergeblichen Erwartung ihres Mahles auch die Lampe erlosch, welche den finstern Raum ihres Kerkers Tag und Nacht spärlich erleuchtete.

Sie befanden sich so in der undurchdringlichsten Finsterniß, und da sie von den Ereignissen der Außen-

welt nichts erfuhren, da kein außergewöhnliches Geräusch bis in ihre unterirdische Tiefe drang, so wußten sie sich die ungewöhnliche Erscheinung nicht zu erklären.

Bald erwachte daher in ihnen der gräßliche Gedanke, die Vernachlässigung sei absichtlich und man habe sie verdammt, den Hungertod zu sterben.

Die Schwächsten unter ihnen standen im Begriff, sich der Verzweiflung zu ergeben, und würden durch einen freiwilligen Tod dem martervollen, zu dem sie sich verdammt glaubten, zuvorgekommen sein, hätten nicht die Kräftigern und Entschlossenern ihnen Muth zugesprochen.

Besonders war es eine Stimme, welche voll und kräftig durch die Dunkelheit ertönte und in den Uebrigen einen schwachen Funken der Hoffnung entzündete, die seit Jahren schon bei allen erloschen zu sein schien, die aber bis zum letzten Hauche in dem Herzen jedes Menschen schlummert, wenn auch ihm selbst unbewußt.

„Freunde", rief diese Stimme, „mir sagt eine freudige Ahnung, daß das, was wir in diesem Augenblick als ein Unglück, als die Verurtheilung zu einem qualvollen Tode betrachten, im Gegentheil die Verkündung eines neuen Lebens ist und daß auf diese finstere Kerkernacht vielleicht schon in den nächsten Augenblicken die Morgenröthe der Freiheit folgen wird."

Als wollte das Schicksal auf der Stelle diese prophetischen Hoffnungsworte bestätigen, erschallte in eben diesem Augenblicke ein dumpfer Ton, der bis zu den Gefangenen herabdrang, wenn auch nur matt und kaum hörbar.

Dennoch täuschte sich der Sprechende nicht über die Natur dieses Klanges.

„Freunde“, rief er, „das war ein Schuß. Unsere Retter nahen! Nieder auf die Kniee und betet zu Gott, daß er unsern Befreiern den Sieg verleihe!“

Alle folgten im Nu dieser Aufforderung, und stieg jemals ein inbrünstiges Gebet zu dem Herrn der Welt empor, so war es das dieser unglücklichen Gefangenen.

Noch lagen sie alle auf den Knieen, als die Schüsse sich in kurzen Zwischenräumen wiederholten und zugleich ein lautes Getöse erschallte, als näherte sich ihrem Aufenthaltsorte ein zahlreicher Menschenschwarm.

Freudig erregt sprangen alle empor und lauschten voll gespannter Erwartung.

Bald konnten sie sich nicht mehr darüber täuschen, daß der Lärm näher und näher kam.

Die Stunde ihrer Rettung hatte geschlagen!

„Es lebe Xaver Mercoeur, der Glücksprophet!“ rief jubelnd eine Stimme.

„Es lebe Xaver Mercoeur!“ wiederholten die Kerkergenossen.

XII.

Die goldene Sonne der Freiheit.

Ja, es war Xaver Mercoeur, der Verschwundene, der Todtgeglaubte, den wir hier nach Jahren in dem elenden Kerker des Städtchens Ancovano wiederfinden, das unmittelbar an der Grenze Neapels liegt.

Als Mercoeur bei dem Ueberfalle der Freimaurerversammlung, dem sein Freund Lyncker auf eine beinahe wunderbare Weise entronnen war, den päpstlichen Schergen schwerverwundet in die Hände fiel, schwebte er längere Zeit zwischen Leben und Tod.

Vielleicht lag eben darin der Grund seiner Rettung, denn er gehörte zu denen, die am schwersten angeklagt waren, das heißt, auf welchen der schlimmste Verdacht lastete, denn eine eigentliche Anklage wurde gegen Niemand erhoben.

Da aber seine Verwundung für den Augenblick selbst ein summarisches Verhör unmöglich machte, gerieth er

allmälig in Vergessenheit, denn die wüthende Verfolgungssucht erlahmte nach und nach, gesättigt durch das vergossene Blut zahlreicher Opfer, und die politischen Verbrecher oder eines solchen Verbrechens Verdächtigen verfielen nachgerade nicht mehr dem Henkerbeile oder den Galeeren, sondern dem Kerker, aller Wahrscheinlichkeit nach für Lebenszeit, denn wer hätte sich ihrer noch erinnern sollen, um sie der Freiheit zurückzugeben?

Unter diesen Vergessenen befand sich auch Mercoeur, und nachdem er einige Zeit in dem Hospitale für gefangene Verbrecher zugebracht hatte, wurde er nach seiner Genesung von Kerker zu Kerker geschleppt, bis er endlich nach Ancovano gebracht wurde, in dessen Kellergewölben er sein Leben beschließen zu sollen schien.

So viel er aber auch auszustehen gehabt hatte, so sehr er anfangs körperlich geschwächt gewesen war, hatte er doch nie den Muth ganz verloren, und mehrmals war er es gewesen, der, wie wir dies sahen, seine schwächern Leidensgefährten ermuthigte und die Hoffnung in ihnen nicht ganz ersterben zu lassen bemüht war.

Als ein mächtiges Mittel dazu suchte er in seinen Kerkergenossen den Gedanken an Rache lebendig zu erhalten, und dieser allein war es, der viele von ihnen noch aufrecht erhielt.

Ohne dies aufregende Gefühl würde mancher seinen Leiden bereits erlegen sein.

Was Mercoeur's Muth und Hoffnung lebendig erhielt, das waren besonders zwei Umstände.

Zunächst war es der Gedanke, daß seine geliebte Schwester Melanie durch die Vorsorge, die er ahnungsvoll bei der Trennung von ihr getroffen hatte, gegen Mangel geschützt sei.

Diesem Gedanken gesellte sich die Ueberzeugung zu, daß sie oder ihr Verlobter Mittel und Wege gefunden haben würden, sich zu vereinigen. Wenn er daher Melanie's gedachte — und in der Erinnerung an sie suchte und fand er eine geistige Erquickung und Stärkung — dann erblickte er sie stets in einer zufriedenen Häuslichkeit als glückliche Gattin des Grafen Mastaï, umgeben von blühenden Kindern.

Doch noch ein anderer Umstand verlieh ihm Kraft und Ausdauer.

Nach seiner Gefangennehmung war er zwar ausgeplündert worden, allein man hatte ihm nur das Gold und die Kostbarkeiten genommen, die er bei sich trug, während die Werthpapiere, die er, von ahnungsvoller Vorsicht getrieben, an seinem Leibe verborgen hatte, den habgierigen Händen entgingen.

Er befand sich daher im Besitze einer ziemlich be-

trächtlichen Summe, ohne daß seine Kerkermeister davon eine Ahnung hatten; denn die ersten, welche ihn ausplünderten, waren mit ihrer Beute so zufrieden, daß sie es für vergebliche Mühe erachteten, ihn noch weiter zu durchsuchen, und die, denen er er später überliefert wurde, hielten sich überzeugt, daß es unnöthig sein würde, bei ihm noch irgend etwas zu suchen. Sie kannten den Charakter ihrer Genossen zu gut, um in dieser Beziehung noch irgend einen Zweifel zu hegen.

So konnte Mercoeur also dem Augenblicke einer möglichen Befreiung mit größerer Ruhe und Zuversicht entgegensehen als seine übrigen Leidensgefährten, denn keinem derselben war so viel geblieben, sein Leben nur einen einzigen Tag ohne fremden Beistand fristen zu können, während er dagegen reichliche Mittel besaß, sein Fortkommen zu sichern.

Von allen aber, mit denen er gemeinschaftlich litt, kannte keiner sein werthvolles Geheimniß.

Nachdem wir so viel zur Erklärung gesagt haben, damit einige der nächsten Begebenheiten nicht als unglaubwürdig erscheinen, kehren wir zurück in die unterirdischen Gefängnißräume des Schlosses von Ancovano.

Nicht lange sollten die Gefangenen in Ungewißheit darüber bleiben, was der ungewöhnliche Lärm zu bedeuten habe und aus welcher Ursache er entspringe.

Nach wenigen Minuten schon wurden die Thüren der verschiedenen Kerker geöffnet und ihre bisherigen Wärter und Peiniger traten bleich und zitternd bei ihnen ein, begleitet und gestoßen von zahlreichen Bewaffneten, welche die Uniform der neapolitanischen Truppen trugen.

„Ihr seid frei!" riefen die Soldaten ihnen jubelnd entgegen und jeder Gefangene wurde von einem oder zweien derselben unter die Arme gefaßt und bei dem Scheine voranleuchtender Fackeln die Stiegen hinauf nach den obern Räumen und dann auf den großen, rings von Gebäuden umgebenen Schloßhof geführt.

Hier standen in einer Ecke die entwaffneten Soldaten der Garnison, in einer andern waren die sämmtlichen Beamten zitternd zusammengedrängt und mancher derselben war leichenblaß und konnte sich kaum auf den Beinen erhalten, denn die Stimme des Gewissens mochte ihm sagen, daß er durch die grausame Behandlung der Gefangenen den Tod verdient habe, dem er bereits gegenüberzustehen fürchtete.

Die eine Seite des Hofs nahm eine Abtheilung von etwa zwei Compagnien Neapolitaner ein, an deren rechtem Flügel eine dreifarbige Fahne flatterte.

Die befreiten Gefangenen, deren Zahl nach und nach auf beinahe zweihundert anwuchs, begrüßten dieses

Symbol der Freiheit mit lautem Jubel, obgleich sie sich nicht zu erklären wußten, was sie sahen.

Die entwaffneten Soldaten blickten in dumpfem Schweigen vor sich nieder, voll Angst über das Schicksal, welches die Sieger, von denen sie unerwartet überfallen worden waren, ihnen bereiten würden.

Die Beamten und unter ihnen besonders die Kerkermeister glaubten ihres Todes gewiß zu sein, denn sie zweifelten nicht, daß viele der erlösten Gefangenen als Ankläger gegen sie auftreten würden.

Diese aber fühlten sich über ihre unerwartete Befreiung zu glücklich, um in diesem Augenblicke an die Befriedigung der Rache zu denken, besonders an so untergeordneten Werkzeugen der Tyrannei.

Die Rache, die sie sich während ihrer langjährigen Kerkernacht gegenseitig wiederholt gelobt hatten, steckte sich höhere Ziele.

Das Stimmengemurmel, welches unter den Neapolitanern und den Befreiten herrschte, verstummte jetzt plötzlich, als der Führer der Truppen den Säbel erhob und dadurch ein Zeichen gab, daß er sprechen wolle.

Als ringsum die tiefste Stille herrschte, rief der Offizier mit lauter Stimme:

„Es lebe die spanische Constitution, die wir Euch als kostbares Geschenk überbringen! Euch, die wir von

dem Joche der Priesterherrschaft zu befreien gekommen sind, fordere ich auf, gemeinschaftlich mit uns diese Constitution, das Palladium der Völkerfreiheit mit einem dreimaligen Hoch zu begrüßen. Die spanische Constitution lebe hoch! Und abermals hoch! Und zum dritten Male hoch!"

Die Neapolitaner wiederholten donnernd das Hoch.

Auch die befreiten Gefangenen stimmten jubelnd ein, obgleich sie nicht wußten, worin diese Constitution bestand, von der sie hier das erste Wort hörten.

Wozu aber hätte es für sie noch einer besondern Erklärung bedurft? Wurde ihnen nicht im Namen dieser unbekannten Constitution ihre Freiheit verkündet?

Doch in den Reihen der bisherigen Garnison und von den Beamten wurde nur schwach das Hoch mitgerufen, und viele blickten dabei scheu auf ihre Nachbarn, als wollten sie in den Mienen derselben lesen, ob sie auch nicht zu Verräthern an ihnen werden würden, die Wiederholung des Rufs als Verbrechen bezeichnend.

Als das dreimalige Hoch verhallt war, rief der Commandant der Neapolitaner:

„Die Beamten, welche für Küche und Keller zu sorgen haben, mögen vortreten und ebenso auch der Zahlmeister. Die Uebrigen rühren sich nicht von der Stelle!

Meine Posten sind angewiesen, Jeden niederzuschießen, der Miene macht, die Flucht zu ergreifen!"

Zitternd traten die Gerufenen vor.

„Ihr", gebot der Offizier, „sorgt augenblicklich für eine reichliche Bewirthung meiner Truppen sowie der bisherigen Gefangenen, welche wohl seit langer Zeit keinen guten Bissen genossen, kein Glas Wein getrunken haben werden und gewiß einer solchen Stärkung bedürftig sind. Beeilt Euch, denn in einer Stunde müssen wir weiter ziehen. Braucht Ihr Beistand, so wählt Euch von den Soldaten aus, so viele Ihr wollt."

Die so Angeredeten beeilten sich, diesem Befehle zu gehorchen, und der Offizier wendete sich darauf zu dem Zahlmeister.

„Sie haben die baaren Bestände Ihrer Kasse dem Offizier auszuliefern, der Sie mit einigen Mann begleiten wird!" sagte er und winkte zugleich den schon im voraus bestimmten Offizier heran.

Diese verschiedenen Befehle wurden zwar mit Widerstreben, aber dennoch schnell und mit Pünktlichkeit vollzogen.

Von dem Gelde zahlte der neapolitanische Commandant an sämmtliche Gefangene eine geringe Summe, um wenigstens die ersten und dringendsten Bedürfnisse bestreiten zu können.

Dann wurden die herbeigebrachten Speisen und Weine verzehrt, und kaum war seit der Befreiung der Gefangenen eine Stunde vergangen, als die Neapolitaner wieder aufbrachen, um weiter zu ziehen.

Ein großer Theil der Gefangenen schloß sich den Truppen an, die übrigen aber vertheilten sich nach allen Richtungen. Unter den letztern befand sich auch Mercoeur, der voll Muth und Entschlossenheit den Weg nach Rom einschlug, denn hier glaubte er mit leichter Mühe durch die Gräfin Mastaï Nachricht von dem Aufenthalte seiner Schwester Melanie erhalten zu können, die er, wie erwähnt, als jüngere Gräfin Mastaï wiederzufinden erwartete.

Eine Gefahr lag für ihn nicht in dem anscheinend kühnen Schritte, denn wohl durfte er überzeugt sein, daß nach so langen Jahren strenger Kerkerhaft kein Mensch ihn erkennen würde.

Anfangs war Mercoeur so erschöpft, daß er sich nur mühsam fortbewegen konnte, obwohl andererseits seine Sicherheit erheischte, sich schnell so weit als möglich von Ancovano zu entfernen; doch die freie Luft und gesunde, reichliche Nahrung gaben ihm bald so viel Kräfte wieder, daß er rüstiger den Weg verfolgen konnte.

Dabei mußte er freilich die größte Vorsicht anwenden, denn sein struppiges Haar, sein wilder Bart und

der traurige Zustand seiner halb zerlumpten Kleider machten ihn zu einer sehr verdächtigen Erscheinung, und leicht konnte er daher verhaftet werden, wo man dann in ihm wahrscheinlich den Gefangenen aus Ancovano erkannt haben würde.

Er wanderte deshalb meistens nur bei Nacht, unbekümmert um die Räuberbanden, welche alle Straßen des Kirchenstaats unsicher machten und von deren unglaublicher Keckheit er schon am ersten Tage seiner Flucht kaum glaubliche Geschichten erzählen hörte.

Er sah indeß nicht danach aus, als wäre bei ihm Beute zu machen; viel eher konnten im Gegentheile die Räuber ihn für einen ihrer Genossen halten.

So erreichte er die Nähe von Terracina, wo er auszuruhen und sich mit Kleidern zu versehen gedachte, die es ihm gestatteten, auf anständigere, bequemere und schnellere Weise zu reisen. Denn bisher hatte er dazu noch keine Gelegenheit gefunden, ebenso wenig wie zu dem Verkaufe eines seiner Werthpapiere. Er mußte daher mit dem in Ancovano erhaltenen Reisegelde sehr sparsam umgehen.

An dem erwähnten Tage war er von der Nacht überrascht worden.

Bei verschlossenem Thore Eingang in Terracina zu verlangen, wagte er nicht; er sah sich daher genöthigt,

unter freiem Himmel sein Nachtlager aufzuschlagen, und wählte dazu ein dichtes Gebüsch, das in geringer Entfernung von dem Wege lag.

Bald versank er in einen erquickenden Schlaf, und dieser mochte bereits einige Stunden gewährt haben, als er durch wilden Lärm geweckt wurde.

Aengstliche Klagen mischten sich mit rohem Gelächter und derben Flüchen, und als er die Augen aufschlug, erblickte er bei dem rothen flackernden Scheine einiger Fackeln einen Haufen Bewaffneter, welche eine Gruppe von dreiundzwanzig Jünglingen umgaben, in deren Mitte sich ein greiser Priester befand.

Die Kleidung bezeichnete die jungen Leute als Zöglinge des Seminars in Terracina und der Greis war daher muthmaßlich der Vorsteher der frommen Schule.

Daß die Bewaffneten einer der zahlreichen Räuberbanden angehörten, welche besonders an der Grenze Neapels und des Kirchenstaats ihr Wesen trieben, erkannte Mercoeur auf den ersten Blick.

Es bemächtigte sich daher seiner ein peinliches Gefühl, denn wenn er auch, wie wir eben erwähnten, keine Furcht hegte, ausgeplündert zu werden, so konnte das Zusammentreffen mit der Bande ihm doch auf andere Weise gefährlich werden.

Er wußte daher nicht, ob er seine Anwesenheit

kund geben oder es versuchen sollte, unentdeckt zu bleiben.

Die Wahl eines Entschlusses sollte ihm indeß erspart werden, denn noch war er nicht mit sich im Reinen, als der Strahl einer Fackel auf ihn traf.

„Halloh, wen haben wir denn hier?“ rief der Anführer der Räuber, als er ihn erblickte. Zugleich sprang er hinzu und streckte die Hand gegen Mercoeur aus, der bereits auf den Beinen stand.

„Ich hatte hier mein Nachtlager aufgeschlagen“, sagte Mercoeur und deutete auf die Stelle, wo er gelegen hatte. „Ich dachte morgen früh nach Terracina hineinzugehen und hoffe, daß Ihr mich ruhig meines Weges ziehen lassen werdet, denn bei mir ist nichts zu holen.“

„Das glaube ich Dir auch ohne Eid“, sagte lachend der Räuberhauptmann, indem er ihn vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

Dann wendete er sich zu dem greisen Priester und sagte im Tone des Hohns:

„Ehrwürdiger Herr, hier bietet sich Ihnen ein Bote, dem Sie Ihren Auftrag an den Bischof mit voller Sicherheit übergeben können, wie ich verbürgen möchte.“

„Gotteslästerlicher Spötter“, sagte der Greis in

würdevollem Ernst, „Dein Frevel wird fürchterlich an Dir bestraft werden, entweder schon hier durch die irdische Gerechtigkeit oder einst durch das höllische Feuer.“

„Wenn ich nur der ersten entgehe“, sagte lachend der Bandit, „so fürchte ich das Höllenfeuer nicht; dagegen hilft die Beichte!“

Voll Entsetzen schlugen einige der Jünglinge, welche diese Frevelworte hörten, die Hände zusammen; der Seminarprior aber wendete sich zu Mercoeur, und obgleich dessen Aeußeres ihm kein sonderliches Vertrauen einzuflößen schien, sagte er mit milder, freundlicher Stimme:

„Wirst Du pünktlich einen Auftrag an den hochwürdigsten Bischof in Terracina ausrichten?“

„Gern, wenn ich mich dadurch keiner Gefahr aussetze“, entgegnete Mercoeur.

„Nun wohl“, fuhr der Greis fort, „so theile dem Bischof mit, wie Du mich und meine dreiundzwanzig Jünglinge gefunden hast. Sage ihm, daß der Frevler, den Du hier siehst, nachdem er sich wahrscheinlich durch Verrätherei das Stadtthor hat öffnen lassen, mitten in der Nacht das heilige Gebäude des Seminars überfallen hat, daß er mich und meine Zöglinge unter dem Beistande seiner Bande aus dem Bette riß, daß wir uns unter Bedrohung mit dem Tode in aller Hast an-

kleiden mußten und daß er uns jetzt mit sich in sein Schlupfwinkel in das Gebirge schleppt, um uns dort einem grausamen Tode zu überliefern, wenn ihm nicht binnen fünf Tagen, von heute an gerechnet, ein Lösegeld von sechstausend Piastern überbracht wird."

„Halt, ehrwürdiger Herr!" rief der Banditenführer. „Nicht sechstausend Piaster habe ich für Ihre und Ihrer Zöglinge Freilassung gefordert, sondern sechzehntausend. Ich hege viel zu viel Ehrfurcht vor Ihnen und diesen hoffnungsvollen künftigen Priestern, als daß ich Ihren Werth so gering anschlagen sollte."

Der Greis schleuderte dem Banditen einen wüthenden Blick zu und sagte dann mit einem schmerzlichen Seufzer zu Mercoeur:

„So bitte denn den Bischof, mein Sohn, diese sechzehntausend Piaster ungesäumt zu überschicken, damit ich und diese frommen Jünglinge nicht lange in der Gewalt der Bösen zu schmachten haben."

„Ich werde den Auftrag pünktlich ausrichten", versprach Mercoeur.

Dann wendete er sich zu dem Räuberhauptmann und fragte:

„Wohin soll der Bote Dir das Geld bringen? Denn es wird ihm schwer werden, Dich zu finden."

„Das ist auch weder nöthig, noch meine Absicht",

entgegnete lachend der Bandit. „Er soll nur mit dem Gelde kommen und wir werden ihn zu finden wissen, ohne daß er nöthig hat, uns zu suchen. Vorwärts jetzt!“ gebot er seiner Bande, und der Zug setzte sich landeinwärts auf ungebahnten Wegen in Gang.

Mercoeur sah ihm kopfschüttelnd nach.

„Das ist ein Pröbchen päpstlicher Regierung!“ murmelte er dabei vor sich hin. „Sollte man wohl glauben, daß so etwas im neunzehnten Jahrhundert in einem civilisirten Lande möglich sei? Mitten aus einer volkreichen Stadt mit einer Handvoll kecker Schurken eine solche Menge Menschen zu entführen, ohne daß die Behörden Kraft und Entschlossenheit besitzen, es zu hindern, ohne daß die Bevölkerung sich einer solchen Unthat widersetzt!“

Er warf sich wieder nieder, denn erst mit Tagesanbruch wurden die Thore Terracinas geöffnet, und vorher wollte er keinen Versuch machen, sich Eingang zu verschaffen.

Während er so dalag und den eben erlebten Auftritt überlegte, sagte er in dumpfem Tone:

„Ja, es ist die höchste Zeit, daß diese Mißregierung des geistlich-weltlichen Zwitterdings aufhöre, und ich werde meinen Eid halten, dazu beizutragen, was ich vermag!“

XIII.

Trostreiche Kunde.

Ehe Mercoeur den Auftrag des Seminarpriors bei dem Bischof von Terracina vollzog, hielt er es der Klugheit für angemessen, seine äußere Erscheinung umzuwandeln.

So, wie wir ihn beschrieben haben, als er aus dem Gefängniß von Ancovano befreit wurde, hätte er schwerlich bei dem Bischofe Zutritt erlangt; wäre ihm dies aber auch wider Erwarten geglückt, so hätte er sich der Gefahr ausgesetzt, für ein Mitglied der Bande gehalten zu werden, welche den Seminarprior und dessen Zöglinge entführt hatte. Er kannte aber die römische Justiz hinlänglich genug, um zu wissen, daß schon ein solcher Verdacht hinreichte, ihn in den Kerker zu bringen und aus diesem wahrscheinlich auf die Galeeren, zumal er sich nicht zu erkennen geben durfte und daher keine Mittel hatte, seine Unschuld zu beweisen.

Er ließ sich deshalb Haar und Bart etwas ordnen, verwerthete dann bei einem Kaufmann, der ihm von früher her dem Namen nach als ein Ehrenmann bekannt war, eins seiner Papiere, schaffte sich bescheidene, aber anständige Kleider an und ging nun erst zu dem Bischof.

Ganz Terracina war in Aufregung über die Entführung, deren Kunde sich am frühen Morgen wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet hatte.

Mercoeur wurde daher augenblicklich vorgelassen, sobald er sagte, daß er Nachricht von dem Seminarprior brächte.

Mit Schmerz hörte der Bischof an, was der Greis ihm sagen ließ, und auf der Stelle traf er Anstalt, das geforderte Lösegeld an die frechen Banditen abzusenden, denn seufzend gab er Mercoeur Recht, als dieser die Meinung aussprach, wenn das Geld nicht zur rechten Zeit einträfe, würden die Bösewichter sich kein Gewissen daraus machen, ihre Drohung auszuführen und die Seminaristen zu ermorden.

Als Mercoeur so sein Versprechen erfüllt hatte, setzte er mit einem Vetturino seine Reise nach Rom fort.

Ohne Unfall erreichte er die heilige Stadt, und schneller, als er es erwartet hatte, wurde ihm wenigstens in einer Beziehung die Kunde, an deren Einziehung ihm Alles lag.

Aber auf welche Weise wurde er von dem in Kenntniß gesetzt, was er zu wissen wünschte!

Auf dem Wege von dem bescheidenen Gasthause, in welchem er abgestiegen war, nach der Wohnung der Gräfin Mastaï wurde er durch ein Gedränge gehemmt, welches sich vor einem größern Gebäude zeigte.

Als er näher kam, erkannte er das Hospiz für arme und verwaiste Knaben, vor dessen Thore die Zöglinge der Anstalt einen Mann umringten, der die Kleidung eines Abbé trug und dem sie weinend die Hände, ja sogar die Zipfel seines Kleides küßten.

Der Mann wendete Mercoeur, als dieser herantrat, den Rücken zu, dann aber drehte er sich halb herum, und Mercoeur wurde gewaltig erschüttert, denn er glaubte den Grafen Mastaï zu erkennen, den er als Gatten seiner Schwester Melanie wiederzufinden erwartet hatte.

Anfangs glaubte er sich getäuscht zu haben, ein zweiter Blick aber überzeugte ihn, daß er in dem Geistlichen wirklich den Grafen Mastaï vor sich habe.

Welch andere Veranlassung konnte den Verlobten Melanie's zu dem Entschlusse gebracht haben, sich dem geistlichen Stande zu widmen, als der Tod seiner Braut?

Mercoeur glaubte daher an dem Verluste seiner geliebten Schwester nicht zweifeln zu dürfen, denn eines

Verraths an seiner Liebe, an seinem gegebenen Worte hielt er den Grafen nicht fähig, den er stets als Ehrenmann erfunden hatte, sowohl seinen Grundsätzen als seinen Handlungen nach.

Doch eine bloße Vermuthung genügte in einer so ernsten Sache nicht. Er mußte Gewißheit haben und versuchte es daher, den dichten Kreis Neugieriger zu durchdringen, der sich um die Zöglinge des Hospizes gebildet hatte.

Aber noch ehe er den Abbé zu erreichen vermochte, stieg dieser in einen Wagen, welcher in der Nähe gehalten hatte und jetzt rasch davonfuhr.

„Mastaï! Mastaï!“ rief Mercoeur, so laut er konnte.

Der Gerufene hörte ihn auch. Er blickte aus dem Wagenfenster und schien den Rufer zu erkennen, denn er schlug beide Hände vor das Gesicht und sank zurück in die Tiefe des Wagens.

Mercoeur wollte demselben nach, aber er mußte sich gleich bei dem ersten Versuche überzeugen, daß es nicht möglich sei, ihn zu erreichen.

Weinend blickten die Zöglinge dem Wagen nach, solange sie ihn sehen konnten. Dann wendeten sie sich, um in das Innere des Gebäudes zurückzukehren.

Mercoeur, der einen Augenblick wie betäubt ge-

standen hatte, drängte sich jetzt hindurch bis zu dem Thore des Hospizes, faßte hastig den Arm eines der Lehrer oder Aufseher, welche die Zöglinge begleiteten, und sagte mit vor Aufregung bebender Stimme:

„Mein Herr, ich bitte Sie dringend, mir zu sagen, was dieser Auftritt zu bedeuten hat. War der Herr, welcher so eben davonfuhr, nicht der Graf Mastaï?"

Verwundert sah der Lehrer den Frager an, als er aber einen Mann von anständigem Aeußern und bescheidenem Wesen erblickte, antwortete er artig:

„Allerdings ist sein Name Mastaï, doch kenne ich ihn nur als Abbé und nicht als Graf; indeß glaube ich gehört zu haben, daß er diesen Titel führte, als er noch dem weltlichen Leben angehörte."

„Und ist er schon lange aus demselben geschieden?" fragte Mercoeur gespannt.

„Wie lange, kann ich nicht genau sagen, doch war er fünf Jahre lang Director unseres Hospizes, und mit welchem Schmerze wir ihn scheiden sahen, davon waren Sie selbst so eben Zeuge."

„So ist ihm also eine andere Bestimmung geworden?" fragte Mercoeur. „Ich bitte mir diese zu nennen, denn ich muß den Grafen durchaus sprechen."

„Das wird unmöglich sein, denn der heilige Vater hat den Abbé Mastaï zum Begleiter des Monsignor

Muzi erwählt, der zum apostolischen Vicar für Chili, Mexico und Peru bestimmt ist. Der Vicar befindet sich in diesem Augenblicke mit seinem Gefolge bereits auf dem Wege nach seinem Bestimmungsorte, denn es war dem Abbé Mastaï als besondere Begünstigung gewährt worden, bis zum letzten Augenblicke unter seinen geliebten Zöglingen weilen zu dürfen, die ihn lieben und verehren wie ihren Vater, ihren Wohlthäter."

„Dann werde ich ihm freilich schreiben müssen!" sagte Mercoeur niedergeschlagen, dankte für die erhaltene Auskunft und entfernte sich langsam und gesenkten Hauptes.

Doch während er so dahinschritt, fiel ihm ein, daß er seinen ersten Plan verfolgen und Mastaï's Mutter aufsuchen könnte, von der er wahrscheinlich ebenfalls Nachricht über das Schicksal Melanie's erhalten würde.

Als er das Mastaï'sche Palais erreichte, fühlte er sich indeß von einer bangen Ahnung ergriffen, denn das Gebäude sah finster und verödet aus, die Jalousien der Fenster waren geschlossen und in dem Innern des Hauses schien sich kein Leben zu regen.

Dennoch zog Mercoeur die Thorglocke. Irgend Jemand mußte ja doch die Aufsicht über das Haus führen.

In dieser Voraussetzung hatte er sich auch nicht getäuscht, denn nach einiger Zeit näherten sich langsame,

schwerfällige Schritte dem Thore und dieses wurde ein wenig geöffnet.

„Ist die Gräfin Mastaï verreist?“ fragte Mercoeur den Pförtner.

Dieser sah ihn verwundert an und sagte dann in feierlichem Tone:

„Verreist, um nie zurückzukehren!“

„Todt?“ rief Mercoeur hastig.

„Ja“, sagte der Pförtner; „gestorben schon vor länger als drei Jahren.“

„Also wieder vergeblich!“ seufzte Mercoeur und sah finster vor sich nieder. „Wo soll ich nun erfahren, was ich zu wissen wünsche?“

In seiner Trauer bemerkte er nicht, daß der Pförtner, ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, ihn seit einigen Augenblicken forschend betrachtete, als wollte er seine Erinnerungen sammeln.

Schon wendete sich Mercoeur, um fortzugehen, da hielt der Greis ihn am Arme zurück und sagte mit einer Stimme, die vor freudiger Aufregung heftig zitterte:

„Ist es denn nur möglich? Stehen die Todten auf, oder sind Sie wirklich Herr Mercoeur?“

Verwundert und nicht ganz ohne Schreck, erkannt zu sein, starrte Mercoeur den Pförtner an, ohne zu antworten.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ fuhr derselbe fort.

„Ich erinnere mich wirklich nicht!“ sagte Mercoeur verlegen.

„Aber den Namen Benoni haben Sie wohl noch nicht vergessen?“ fragte der Alte in treuherzigem Tone.

„Benoni!“ rief Mercoeur. „Der Kutscher der Gräfin Mastaï?“

„Derselbe“, sagte der Greis, „doch nicht mehr Kutscher, sondern Thürhüter, seitdem ich zu schwach wurde, um die Pferde zügeln zu können, nachdem ich der grausamen Strafe der Corda unterworfen worden, weil ich das Unglück hatte, mit den Rädern meines Wagens beinahe die des allmächtigen Cardinals Consalvi zu berühren. Mir waren durch diese fürchterliche Tortur die Gelenke ausgerenkt, und obgleich sie wieder eingerichtet wurden, hatte ich doch alle Kraft verloren, sodaß ich nur die leichtesten Arbeiten verrichten konnte, welche keine Anstrengung erforderten.“

„Armer Mensch!“ sagte Mercoeur im Tone aufrichtigen Mitleids. „Das ist auch wieder ein Beweis von der päpstlichen Gerechtigkeit.“

„Da haben Sie wohl Recht, Herr Mercoeur“, seufzte Benoni, und indem er sich scheu umsah, ob auch in der Nähe kein Mensch sei, der ihn hören könnte, fügte er leise hinzu:

„Ach, wie viel besser war es doch unter der französischen Herrschaft! Da fand doch selbst der Niedrigste bei den Behörden Recht und Gerechtigkeit!"

„Möchten doch Viele das gleich Ihnen anerkennen", sagte Mercoeur. „Dann wäre Hoffnung vorhanden, daß endlich eine Aenderung zum Guten herbeigeführt werden könnte."

„Wohl wahr! Wohl wahr!" stimmte der mißhandelte Greis bei.

„Mein guter Benoni", sagte darauf Mercoeur, der sich jetzt des Zweckes wieder erinnerte, der ihn hergeführt hatte, „Sie können sich wohl denken, in welcher Absicht ich die Gräfin Mastaï zu sprechen wünschte."

„Gewiß! Gewiß! Doch kommen Sie mit herein, Herr Mercoeur. Hier auf der Straße läßt sich die Sache nicht gut verhandeln."

Mercoeur trat unter das Portal, das Thor wurde geschlossen und beide begaben sich nach dem bescheidenen Stübchen des Thürhüters, welches unmittelbar neben der Einfahrt lag.

Nachdem Mercoeur hier Platz genommen hatte, sagte er mit beklommenem Herzen:

„Ich sah vor wenigen Augenblicken den Grafen Mastaï in geistlicher Kleidung und im Begriff, Europa zu verlassen. Können Sie mir sagen, was ihn bestimmte,

den Priesterstand zu wählen, statt sein Wort zu erfüllen und sich mit meiner Schwester zu vermählen?"

„Es war die Nachricht von dem Tode seiner Braut!" sagte finster der ehrliche Benoni.

„Also hat meine Ahnung mich nicht betrogen!" sagte Mercoeur erschüttert und indem er den Kopf auf die Brust sinken ließ.

Benoni sah ihn mit einem eigenthümlichen, wehmüthig lächelnden Blicke an.

Mercoeur bemerkte dies nicht und sagte dumpf vor sich hin:

„Also todt! Meine theure Melanie todt! Gestorben in der Blüte des Lebens!"

Nach einer Pause bemeisterte er seinen Schmerz und fragte Benoni:

„Können Sie mir sagen, wie sie starb?"

In feierlichem Tone entgegnete der Greis:

„Die Nachricht, welche meinen theuren jungen Herrn bestimmte, der Welt zu entsagen und sich dem geistlichen Stande zu widmen, um durch den Dienst des Herrn ein vermeintliches Unrecht zu sühnen, war falsch!"

„Falsch!" rief Mercoeur und fuhr von seinem Sitze empor, indem er den Sprechenden mit glühenden Blicken ansah, aus denen das Verlangen einer bestimmtern Auskunft hervorleuchtete.

„Falsch!“ versicherte Benoni. „Eine boshafte Lüge, gesprochen von einer Elenden in Gott weiß welcher Absicht!“

„Also lebt meine Schwester noch?“ fragte Mercoeur beinahe athemlos.

„Ich hoffe es, obgleich ich seit zwei Jahren nichts wieder von ihr gehört habe. Damals aber lebte sie und war gesund.“

Hierauf erzählte er mit der Ausführlichkeit des schwatzhaften Alters Alles, was unsere Leser über den Eintritt des Grafen Mastaï in den geistlichen Stand wissen, und fügte dann hinzu:

„Daß jenes Weib meinen jungen Herrn belogen und dadurch zu dem wahrscheinlich verzweifelten Entschlusse getrieben hatte, erfuhr ich zufällig, als ich mit Ihrem Diener Jean zusammentraf, der treu bei Ihrer Schwester und dem Knaben ausharrt, der meinem geliebten jungen Herrn so nahe steht und dennoch nicht von ihm anerkannt wurde.“

„Und weshalb nicht?“ rief Mercoeur zornig. „Sollte er nichtswürdig genug sein, das Kind meiner unglücklichen Schwester, sein Kind, verleugnen zu wollen?

„Seien Sie nicht ungerecht gegen den, der in seinem reinen Wandel beinahe ein Heiliger ist. Hören Sie mich mit Ruhe an! Als ich von Jean die Kunde

vernahm, hielt ich es für meine Pflicht, sogleich die Frau Gräfin davon in Kenntniß zu setzen. Sie war gewaltig erschüttert durch die Nachricht, aber nach kurzem Besinnen legte sie mir die Pflicht auf, gegen ihren Sohn das strengste Geheimniß über das zu bewahren, was ich gehört hatte. Die edle Frau sagte mir: „Der Schritt, den mein Sohn gethan hat, ist nicht ungeschehen zu machen. Er ist jetzt ruhig und zufrieden in dem Gedanken, ein begangenes Unrecht zu sühnen, wenn er sich dem Dienste des Herrn widmet. Wollte ich ihn mit der traurigen Wahrheit bekannt machen, so wäre seine Seelenruhe für immer gestört, denn er müßte dadurch in einen ewigen Zwiespalt mit sich selbst gerathen. Deshalb mache ich es Dir zur Pflicht, das strengste Schweigen über das zu beobachten, was Du erfahren hast; denn wolltest Du es dem Abbé mittheilen, so würde dieser dadurch unglücklich, und dem armen Mädchen wäre deshalb doch nicht geholfen. Für das Kind aber werde ich gewissenhaft Sorge tragen, wenn die Mutter in Noth sein sollte. Ziehe deshalb bei dem Diener, von dem Du die Nachricht erhalten hast, Erkundigungen ein und theile mir dann das Weitere mit.""

Benoni schwieg, denn er erwartete, daß Mercoeur irgend etwas sagen würde; als dieser aber stumm blieb, fuhr er fort:

„Ich sprach darauf mit Jean und fragte ihn offen, ob sein Fräulein einer Unterstützung bedürfe und ob sie, wenn dies der Fall wäre, eine solche von meiner gnädigen Gräfin annehmen würde. Er war ganz empört über diesen Gedanken und sagte mir, daß seine Herrin reichlich zu leben hätte, daß sie aber, selbst wenn dies nicht der Fall wäre, zu stolz sein würde, um von der Mutter des Mannes, der sie aufgegeben, Almosen zu empfangen. Ich theilte diese Aeußerung Jean's der Frau Gräfin mit. Diese schien dadurch verletzt und sagte kalt und stolz: „Nun wohl, so sprechen wir nicht weiter davon. Nochmals aber ermahne ich Dich, meinen Sohn nimmermehr erfahren zu lassen, daß seine ehemalige Braut und deren Kind noch am Leben sind."“

„Deren Kind!“ rief Mercoeur empört. „Erkannte sie es nicht auch als sein Kind an?“

„Gewiß! Gewiß!“ sagte Benoni beschwichtigend. „Sie hat nie den geringsten Zweifel ausgesprochen, und vielleicht habe ich mich auch nur falsch ausgedrückt, denn böse hat es die edle verstorbene Frau gewiß nicht gemeint; ihr einziger Zweck war nur, die Seeleruhe ihres geliebten Sohnes nicht zu stören. Diese aber wäre gewiß dahingewesen, hätte er die Wahrheit erfahren, an der sich ja doch nichts ändern ließ. Deshalb bewahrte ich auch streng und gewissenhaft das von mir verlangte Schweigen.“

Mercoeur versank über das, was er gehört hatte, in tiefes Sinnen. Er schien zu überlegen, ob und wie die Gräfin anders hätte handeln sollen.

Er mußte indeß ihren Ansichten beistimmen, denn zu was hätte es nützen können, wenn der Priester davon Kenntniß erhielt, daß Melanie nicht gestorben war, daß ihm ein Sohn von derselben lebte?

Wohl würde er sich dadurch von dem auf ihm lastenden Fluche befreit gefühlt haben, aber wären dafür nicht andere, vielleicht nur um so bitterere Gefühle in ihm erwacht?

Das wenigstens mußte Mercoeur glauben, da er keine Ahnung davon hatte, daß die Liebe in Mastaï's Brust erloschen war und daß nur noch das Gefühl der Pfl'chterfüllung ihn an Melanie fesselte, als er die Nachricht von ihrem vorgeblichen Tode empfing.

Alle diese Betrachtungen stürmten auf Mercoeur ein und er saß einige Augenblicke da wie betäubt; plötzlich aber raffte er sich auf und r:ef:

„Vor zwei Jahren also lebte meine Schwester noch? Wo aber, wo? Ich beschwöre Sie, mir dies zu sagen, damit ich ungesäumt zu ihr eilen kann, um der Alleinstehenden eine Stütze zu sein und zugleich Vaterstelle bei dem verwaisten Knaben zu vertreten.“

„Leider“, entgegnete Benoni, „kann ich Ihnen nicht

mit Bestimmtheit sagen, wo Ihre Schwester lebt; soviel ich aber aus einigen Andeutungen Jean's entnehmen konnte, vermuthe ich, daß sie ihren Aufenthalt in Nizza in dem Hotel zum päpstlichen Täufling oder dessen nächster Umgebung gewählt hat."

„Nach Nizza also!" sagte Mercoeur, indem er aufstand. „Ich habe in Rom nichts mehr zu suchen, und sollte ich einst hierher zurückkehren, dann hoffe ich nicht mehr nöthig zu haben, mich wie jetzt gleich einem gemeinen Verbrecher zu verbergen, um nicht wieder in den Kerker geworfen zu werden, dem ich nach vieljähriger Haft nur wie durch ein Wunder entronnen bin!"

„Gott und alle Heiligen mögen Ihren Wunsch erhören!" sagte gerührt der Greis, ergriff die Hand Mercoeur's und zog sie an seine Lippen. „Ich werde wohl keine bessern Tage mehr erleben", fügte er mit Thränen in den Augen hinzu; „besser aber muß es werden, denn schlimmer, das ist kaum möglich. Unter dem jetzigen Blutregiment ist selbst der Redlichste seines Lebens, seines Eigenthums nicht sicher! Fällt er nicht der Rachsucht, der Ungerechtigkeit der Behörden zum Opfer — und dazu genügt oft die Feindschaft eines einzigen Schuftes, der den falschen Ankläger macht — dann ist sein Leben sowie der Sold in seiner Tasche nicht sicher vor den Banditen, die ungescheuter als je ihr Wesen treiben."

Mercoeur erinnerte sich bei diesen unwilligen Worten des Greises nur zu lebhaft an das, was er vor wenigen Tagen in Terracina erlebt hatte, und konnte dem ehrlichen Alten nur beistimmen; doch der Boden brannte ihm jetzt unter den Füßen und er eilte daher hinweg, nachdem er Benoni mit einem herzlichen Händedrucke für die von ihm erhaltenen Nachrichten gedankt hatte.

XIV.

Römische Gerechtigkeitspflege.

„Nach Nizza! Nach Nizza!" dachte Mercoeur, als er den alten Benoni verließ, und innige Sehnsucht nach der theuren Schwester, dem einzigen Wesen, das ihm auf Erden durch die Bande des Blutes näher stand, erfaßte sein Herz, während er vorwärts eilte, um eine sichere Reisegelegenheit aufzusuchen, die in jener Zeit der päpstlichen Reaction nicht eben leicht aufzufinden war, besonders für einen Menschen, der wie Mercoeur eines schützenden Passes entbehrte.

Er überlegte daher während des Weges, welche Art Reisegelegenheit er wählen sollte, und war eben zu dem Entschluß gekommen, sich womöglich einigen Maulthiertreibern anzuschließen, als er auf seinem Wege durch eine Begebenheit gehemmt wurde, welche ihm den überzeugenden Beweis geben sollte, wie sehr der greise Benoni Recht gehabt hatte, als er ausrief, daß es anders werden müsse.

Als Mercoeur um die Ecke einer Straße bog, wälzte sich ihm plötzlich ein dichter Menschenknäuel entgegen. Es war ein Zug Gefangener, die zu den Galeeren verurtheilt und zu zwei und zwei mit Ketten an einander geschmiedet waren und von einer Menge Neugieriger umschwärmt wurden.

Die Gefangenen boten das wunderlichste Gemisch dar. Einige schritten schwankend, mit niedergeschlagenen Blicken einher, wie niedergebeugt durch das Gewicht ihrer Schuld.

Andere ließen die Blicke keck, herausfordernd umherschweifen. Das waren offenbar verhärtete Verbrecher, die der Strafe, welche ihrer harrte, sorglos entgegengingen und in deren Blicken sich aussprach, daß sie, von den Galeeren entlassen, ihr ruchloses Leben reuelos von vorn beginnen würden.

Wieder Andere endlich schritten mit stolzer Haltung, das Haupt hoch erhoben, einher. Auch sie ließen die Blicke frei umherschweifen und oft auf einem oder dem andern der Nebenhergehenden ruhen, doch nicht mit dem kecken, herausfordernden Blicke der erstern, sondern mit einem tiefen, vielsagenden Ausdrucke, wobei sie oft die Augen gen Himmel richteten.

Das waren die politisch Verurtheilten, die ebenfalls, gleich den gemeinen Verbrechern, zu den Galeeren ver-

dammt waren, viele auf den bloßen Verdacht ihrer Strafbarkeit hin, alle ohne Untersuchung vor einem ordentlichen Gerichte.

Unter den Gefangenen, die von zahlreichen Neugierigen begleitet wurden und von einer starken Escorte umgeben waren, geberdete sich einer, ein schon ziemlich bejahrter Mann, wie ein Besessener.

Er mußte bei jedem Schritte von den escortirenden Soldaten vorwärts gestoßen oder von seinem Kettengefährten nachgezerrt werden.

Dabei schrie er beständig, so laut er schreien konnte:

„Seht hier an mir, Römer, die Belohnung, die man empfängt, wenn man seine Pflicht thut. Weil ich Euch von dem gefährlichen Räuber Pedrillo befreit habe, bin ich für Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt. Fluch, tausendfacher Fluch der Pfaffenwirthschaft!"

Ein furchtbarer Schlag, den ein Führer der Escorte ihm auf den Mund versetzte, sollte den Schreier zum Schweigen bringen; aber obgleich sein Gesicht sich mit Blut färbte, das der Nase und dem Munde entstürzte, fuhr er fort, auf die beschriebene Weise zu rasen.

Sein Zustand, seine Verurtheilung schienen indeß bei den Zuschauern kein Mitleid zu erregen, denn lachend rief ein Bürger, der seiner Kleidung nach dem Handwerkerstande angehörte:

„Dir ist schon Recht geschehen, Antonio. Du hast die Strafe für andere Verbrechen vielfach verdient!"

Mercoeur, welchem der Wüthende bekannt vorgekommen war, ohne daß er sich erinnern konnte, wo er ihn gesehen hatte, befand sich zufällig dicht neben dem Manne, welcher den Gefangenen verhöhnte.

Er wendete sich daher an denselben mit der Frage:

„Wer ist dieser Mensch? Mir ist, als müßte ich ihn kennen."

„Das ist wohl möglich", entgegnete der Gefragte. „Denn er ist bekannt genug. Er heißt Antonio Albarete und zeichnete sich zuerst dadurch aus, daß er zur Zeit der Franzosenherrschaft, schon vor vielen Jahren, den General Duphot auf öffentlicher Straße ermordete. Zur Belohnung für dieses Verbrechen wurde er bei der päpstlichen Polizei angestellt, die beinahe nur aus Mördern und Spitzbuben besteht. In dieser neuen Eigenschaft wurde er zum Verräther an dem heiligen Vater, indem er bei der Entführung desselben durch den General Radet die Hand im Spiele hatte. Als dann die Franzosenherrschaft ein Ende nahm, suchte er dadurch Gnade bei den neuen päpstlichen Behörden zu erlangen, daß er einer der eifrigsten und thätigsten Angeber wurde und dadurch viele Unglückliche dem Tode oder den Galeeren überlieferte, denen er jetzt selbst verfallen ist."

„Und wegen welches neuen Verbrechens wird dieser Albarete jetzt bestraft?“ fragte Mercoeur, welcher aus der Mittheilung des Bürgers erkannte, daß er selbst eins von den Opfern jenes Schurken gewesen war.

„Das, wodurch Albarete jetzt den Lohn für seine frühern Schurkereien erhalten hat“, entgegnete der Bürger, „kann man nicht so recht eigentlich ein Verbrechen nennen, obgleich es freilich in den Augen der geistlichen Richter viel größer ist als alle die, welche Albarete früher begangen hat.“

„Und worin bestand dieses Verbrechen, welches eigentlich keins ist?“ fragte Mercoeur lächelnd den gefälligen Berichterstatter.

„Albarete“, entgegnete derselbe, „war zum Lohne für seine nichtswürdigen Angebereien von der Polizei zu der Gendarmerie als Brigadier versetzt. Hier zeigte er auch wirklich einen besondern Eifer, denn ihm verdankte man die Einfangung einiger der gefährlichsten Räuber. Der Gewinn für die rechtschaffenen Leute war dabei freilich nicht groß, denn wie das sehr häufig bei uns der Fall ist, entsprangen die Schurken meistens schon nach kurzer Zeit und trieben ihr Unwesen dann frecher als zuvor. Doch wurde dadurch das Verdienst Albarete's nicht geschmälert; auch ließ er in seinem Eifer nicht nach, und ihn kümmerte es nicht, wenn die von

ihm Eingefangenen bald wieder entsprangen. Er hatte doch die ausgesetzte Belohnung weg und es eröffnete sich ihm die Aussicht, sie zum zweiten Male zu empfangen. Wer weiß daher, ob er ihnen nicht vielleicht selbst zur Flucht behülflich war; denn die Banditen von ausgezeichnetem Rufe besitzen gewöhnlich die Mittel, dergleichen Liebesdienste reichlich zu belohnen."

„Sollte das möglich sein?" rief Mercoeur verwundert.

„O, bei uns ist Alles möglich", sagte im Tone bittern Spottes der Bürger. „Doch hören Sie nur weiter", fuhr er dann fort. „Einer der gefährlichsten Banditen war jener Pedrillo, den Albarete nannte. Er führte seine Räubereien und Mordthaten mit unglaublicher Verwegenheit aus und die Behörden setzten daher auch auf seine Habhaftwerdung eine höhere Belohnung als die gewöhnliche. Dadurch wurde die Habgier Albarete's aufgestachelt und er bot Alles auf, Pedrillo zu fangen. Nach mancher vergeblichen Bemühung gelang es ihm auch wirklich, sichere Kunde zu erhalten, wo sich der Bandit eben versteckt hielt. Er säumte nicht, Pedrillo aufzusuchen, allein weil er wußte, mit welchem gefährlichen Feinde er es zu thun hatte, hielt er es der Klugheit für angemessen, nicht allein auf den Fang auszugehen. Er nahm daher noch einen Gendarm mit sich,

selbst auf die Gefahr hin, die Belohnung mit demselben theilen zu müssen. Es gelang den beiden, Pedrillo in seinem Schlupfwinkel aufzufinden, aber ihre Hoffnung, ihn zu überrumpeln, ohne ernsten Widerstand zu finden, scheiterte. Zwar lag der Räuber im Schlafe, als sie in den Raum eindrangen, in welchen er sich zurückgezogen hatte, aber er hatte seine Waffen bei der Hand. Obgleich die beiden Gendarmen so geräuschlos als möglich eindrangen, fuhr Pedrillo doch aus dem Schlafe empor, riß mit der rechten Hand den Säbel aus der Scheide und feuerte mit der linken eine Pistole auf seine Angreifer ab. Er traf zwar nicht, allein der Schuß machte dennoch Albarete und seinen Begleiter stutzig; der Pulverdampf verdunkelte überdies das Gemach, welches von einer matt brennenden Nachtlampe nur spärlich beleuchtet wurde. Pedrillo glaubte wahrscheinlich, daß die Thür von noch mehreren Gendarmen besetzt sei, denn er hielt zwei derselben allein nicht für muthig genug, ihn, den Gefürchteten, anzugreifen! Er benutzte daher das augenblickliche Zögern der Gendarmen, um das Fenster aufzureißen, hinauszuspringen und in der Flucht sein Heil zu suchen. Rasch entschlossen sprang Albarete ihm nach; der Gendarm folgte und in wilder Jagd wurde nun der Bandit durch die verödeten Straßen gehetzt. Außer Athem erreichte er die Kirche San-Andrea

della Valle, und da sie das Asylrecht besitzt, hielt er sich für gerettet. Er sprang zu dem Hochaltare, legte die eine Hand auf die Altarplatte, streckte die andere mit einer gebieterisch abwehrenden Bewegung seinen beiden Verfolgern entgegen und rief mit triumphirender Stimme:

„Zurück! Mich schützt das Asyl des Heiligthums!"

Doch er hatte von der Kraft dieses Schutzes zu viel gehofft!

Zwar wich der Gendarm bei dem Zurufe erschrocken zurück, Albarete aber achtete in dem Eifer seiner Verfolgungswuth nicht darauf, sondern ließ den Säbel mit furchtbarer Gewalt niederschmettern auf den Schädel des Banditen, der sich für gesichert gehalten und deshalb nicht daran gedacht hatte, den Streich abzuwenden.

Mit gespaltenem Kopfe stürzte Pedrillo nieder, und während der Begleiter Albarete's, von Schrecken erfaßt, die Flucht ergriff, hauchte der Bandit seine schwarze Seele aus.

Albarete steckte den blutigen Säbel in die Scheide, nahm zum Beweise seines Siegs den Gürtel Pedrillo's mit dessen Dolch und Pistolen zu sich und ging am nächsten Morgen fröhlichen Muthes aus, um anzuzeigen, was er gethan hatte, und die ausgesetzte Belohnung in Empfang zu nehmen.

Aber seine Hoffnung sollte grausam getäuscht werden!

Statt den Preis zu erhalten, der auf den Kopf Pedrillo's gesetzt war, wurde er des Hochverraths an dem Heiligsten angeklagt, weil er den Verbrecher an dem Hochaltare niedergehauen und durch das vergossene Blut das Gotteshaus entweiht hatte.

Das Verbrechen war aber doppelt groß, weil die Kirche San-Andrea della Valle noch eines besondern Asylrechts genoß und dieses durch die Tödtung des verfolgten Banditen verletzt worden war.

Ein so unerhörter Frevel verdiente also zum abschreckenden Beispiel die strengste Bestrafung, und Antonio Albarete wurde zu lebenslänglicher Galeere verurtheilt."

„Ein vortreffliches Mittel, die Diener der Gerechtigkeit zur Verfolgung der Räuber anzuspornen", sagte Mercoeur mit dem Tone bittern Spottes. „Bei solcher Gerechtigkeitspflege darf man sich dann freilich nicht wundern, daß man selbst auf den Straßen der größern Städte kaum noch seines Lebens sicher ist!"

„Sie haben wohl Recht, Herr", sagte der ehrliche Bürger; „aber wer kann das ändern? Freilich, zu den Zeiten der verschrieenen Franzosenherrschaft hörte man zuletzt kaum noch etwas von dieser Banditenwirthschaft!"

Der ehrliche Mensch seufzte tief, indem er diese Worte mehr flüsterte als sprach und sich zugleich scheu umsah, ob die Aeußerung, die ihm wie unwillkürlich entschlüpft war, auch von keinem der Umstehenden bemerkt worden sei.

Mercoeur dankte dem Bürger für die Erzählung und entfernte sich dann rasch von ihm.

„Wahrlich“, murmelte er dabei, „eine solche Regierung kann nicht mehr von langer Dauer sein, oder man müßte an dem gesunden Verstande und dem Muthe der ganzen Bevölkerung verzweifeln. Beinahe könnte es scheinen, als arbeite die päpstliche Regierung unsern Plänen absichtlich in die Hände.“

XV.

Wiedersehen.

Nachdem Mercoeur sich von dem ehrlichen Bürger getrennt hatte, welcher ihm die Nachrichten über Antonio Albarete mittheilte, der endlich von der Strafe für alle seine Missethaten ereilt worden war, zögerte er keinen Augenblick, eine Reisegelegenheit nach Nizza aufzusuchen.

Noch an demselben Abend war er auf dem Wege zu seiner geliebten Schwester, die wiederzusehen sein Herz eine unendliche Sehnsucht empfand.

Seine Ungeduld hätte den Pferden Flügel gewünscht, aber er mußte sich in den gewöhnlichen Lauf der Dinge fügen, so sehr er auch den Vetturino fortwährend zur Eile trieb, so freigebig er seinen Worten durch reichliche Geschenke Nachdruck gab.

Endlich aber war das Ziel seiner Reise erreicht!

Gern wäre er auf der Stelle zu Melanie geeilt, aber er fürchtete üble Folgen von einer allzuplötzlichen Ueberraschung.

Er ließ daher den Wagen in einiger Entfernung von dem päpstlichen Täufling halten, in welchem er seine Schwester noch immer zu finden hoffte, trat in das Wirthshaus und fragte nach Jean.

Dieser war zufällig eben in der Hausflur, und als er seinen Namen nennen hörte, trat er näher, um zu erfahren, was der Fremde von ihm wolle.

Kaum aber hatte er Mercoeur in das Gesicht geblickt, als er wie erstarrt stehen blieb und am ganzen Leibe heftig zitterte.

Er erkannte auf der Stelle seinen geliebten, seit so langer Zeit todtgeglaubten Herrn, und plötzlich stürzte er auf ihn zu, ergriff seine Hand und bedeckte sie unter einem Strom von Thränen mit seinen Küssen.

„Wo ist meine Schwester?“ fragte Mercoeur, gerührt durch die Freude des alten treuen Dieners.

„Sie macht einen Spaziergang mit den beiden Knaben“, entgegnete Jean.

„Den beiden Knaben?“ wiederholte Mercoeur und sah den Diener mit einem Blicke des höchsten Staunens fragend an.

Jean mußte unwillkürlich lächeln über den eigenthümlichen Ausdruck in dem Gesichte seines Herrn, und rasch gab er die Aufklärung:

„Nur der jüngere derselben ist Ihr Neffe, Herr

Mercoeur. Der ältere ist der Sohn des Gastwirths, der unzertrennliche Gefährte des kleinen Xaver — und — und Ihrer Schwester Melanie."

Der ehrliche Mensch stockte bei dieser Erklärung zweimal, denn er war in Verlegenheit, wie er das Kind seiner Gebieterin bezeichnen und diese selbst benennen sollte.

Nach einer Pause fügte er hinzu:

„Also kennen Sie das Unglück schon?"

„Ich komme von Rom", entgegnete Mercoeur finster, „und sah dort den Grafen Mastaï in der Kleidung eines Geistlichen. Den muthmaßlichen Aufenthalt meiner Schwester erfuhr ich von Benoni, dem ehemaligen Kutscher der Gräfin Mastaï. Doch davon später ausführlich. Für jetzt laß uns vor allen Dingen überlegen, mein guter Jean, wie wir Melanie mit der nöthigen Vorsicht auf das Wiedersehen vorbereiten. Glaubst Du, daß sie bald zurückkehren wird?"

„Vor einer Stunde schwerlich", versicherte Jean, „denn sie macht gewöhnlich einen weitern Spaziergang und hat erst vor kurzer Zeit das Haus verlassen."

„So wollen wir zunächst meine Sachen aus dem Wagen hereinholen", sagte Mercoeur. „In dem Zimmer Melanie's besprechen wir dann das Weitere."

Bei dieser Besprechung wurde dann verabredet, daß

Jean Melanie entgegengehen und sie auf das Wiedersehen ihres Bruders vorbereiten sollte, und der ehrliche Diener meinte, das würde ihm nicht schwer fallen, da schon sein strahlendes Gesicht ihr verrathen müßte, daß er ihr eine Mittheilung der freudigsten Art zu machen hätte.

In dieser Erwartung täuschte er sich auch nicht, denn ohne eine gefährliche Erschütterung lag kurze Zeit darauf Melanie überglücklich in den Armen ihres Bruders.

Wir wollen es nicht versuchen, dieses Wiedersehen nach jahrelanger Trennung unter so schweren Leiden zu schildern, wie sie die beiden Geschwister auszustehen gehabt hatten.

Alles aber war über dem Glücke, sich wieder zu besitzen, vergessen, und die Vergangenheit von dem Augenblicke ihrer Trennung an schien beiden in diesem seligen Momente nur noch ein schwerer, verhängnißvoller Traum zu sein.

Was hatten die Geschwister sich nicht Alles gegenseitig mitzutheilen!

Es war daher schon spät in der Nacht, als Melanie plötzlich rief:

„Wohl hat das Sprichwort Recht, welches sagt, daß ein Glück ebenso wie ein Unglück selten allein kommt“.

Mit diesen Worten eilte sie an den Schreibtisch, zog einen Brief heraus und übergab ihn ihrem Bruder.

„Von Lyncker!" rief Mercoeur freudig überrascht, als er einen Blick auf die Adresse gerichtet hatte.

Hastig öffnete er dann den Brief und überflog den Inhalt, den wir indeß nicht ausführlich angeben wollen.

Lyncker schrieb an Melanie, daß er nach jahrelangem vergeblichen Forschen zwar über ihren Bruder noch immer nichts erfahren, endlich aber von ihrem Aufenthalt durch einen beinahe wunderbaren Zufall unterrichtet worden wäre. Er würde daher seinem Briefe beinahe auf dem Fuße folgen, um wegen ihrer Zukunft mit ihr Verabredungen zu treffen, denn er hoffe, daß sie ihm und seiner Frau die Bitte nicht abschlagen werde, nachdem sie sich wiedergefunden hätten, vereint mit ihnen zu leben.

„Und wann erhieltest Du diesen Brief, Melanie?" rief Mercoeur in freudiger Aufregung.

„Erst diesen Morgen", entgegnete sie. „Wir dürfen Lyncker daher jeden Augenblick erwarten und ich bin entzückt, indem ich mir sein Staunen denke, wenn er nicht nur mich, sondern auch Dich, den so lange verlorenen Freund, findet."

„Ja, ich gestehe Dir", sagte ihr Bruder mit funkelnden Blicken, „wenn irgend etwas die Freude, Dich wiederzusehen, noch steigern konnte, so ist es das Wieder-

sehen des theuren Freundes. Ja, jetzt wage ich es wieder auf eine bessere Zukunft, auf die Verwirklichung all unserer schönen, stolzen Pläne zu hoffen!"

Erschrocken rief Melanie:

„Wie, Xaver, solltest Du wirklich in jahrelanger schwerer Kerkerhaft noch immer daran gedacht haben, Dich mit der Politik zu beschäftigen, die über Dich, über uns alle so viel Unheil gebracht hat? Ach, ich bitte Dich, vergiß diese schönen und stolzen Pläne, deren Ausführung ja doch für Deine schwachen Kräfte eine Unmöglichkeit ist."

Sehr ernst und in feierlichem Tone entgegnete Mercoeur:

„Unmöglich, meine theure Schwester, ist nur das, woran der Mensch in feiger Kleinmüthigkeit selbst verzweifelt; vereinte Kräfte machen auch den Schwachen stark!"

„Aber es sind keine vereinten Kräfte vorhanden!" entgegnete Melanie, indem sie zweifelnd den Kopf schüttelte.

„Sie werden sich finden, wenn man nur eifrig und mit wahrhaft gutem Willen danach sucht, und in diesem Streben wird Lyncker mir redlich beistehen, davon bin ich überzeugt."

„Ach, könnte ich Dich dahin bringen, mein theurer Xaver, in stiller Zurückgezogenheit von dem Lärm der Welt nur dem Glücke der Häuslichkeit zu leben!"

„Das kann ich nicht, Melanie! Ich kann es wahrlich nicht!"

Mit finster zusammengezogener Stirn fügte er dann hinzu:

„Du fragtest mich vorhin, ob ich in der jahrelangen schweren Kerkerhaft noch immer daran gedacht habe, mich mit der Politik zu beschäftigen? Ja, Melanie, ich habe daran gedacht Tag und Nacht und außer der Sorge um Dich hatte ich keinen andern Gedanken als die Politik. Wir alle, die wir gleichgesinnt uns in dem Kerker zusammenfanden, haben beinahe täglich den Eid erneuert, wenn wir jemals das Licht der Freiheit wieder erblicken sollten, nicht nachzulassen, alle unsere Kräfte an das erhabene Ziel zu setzen, das wir uns gesteckt haben und das, wenn uns dessen Erreichung jemals gelingt, unsägliches Elend von der Menschheit fern halten wird!"

„Und was ist das für ein Ziel?" fragte Melanie schüchtern.

„Die Vernichtung des weltlichen Papstthums, für dessen Erhaltung und zwar zum Nachtheile der wahren Kirche, der wahren Religion schon Ströme des edelsten Blutes vergossen worden sind!"

„Und glaubst Du, daß die Erreichung dieses Ziels Euch wirklich möglich sein wird?" fragte Melanie mit bebender Stimme. „Ach, ich fürchte, daß Du, daß alle die, welche Du Gleichgesinnte nennst und auf deren Unterstützung Du rechnest, dabei zu Grunde gehen, nutzlos zu Grunde gehen werden!"

„Zu Grunde gehen?“ wiederholte Xaver enthusiastisch. „Mag es darum sein; was liegt an dem Leben, an der Existenz Einzelner, wo das Wohl der ganzen Menschheit im Spiele ist. Aber nutzlos? Nein, Melanie, nutzlos nicht! Nutzlos nun und nimmermehr! Nach uns würden Andere erstehen, die demselben Ziele zustrebten, und wie das Blut der Märtyrer das Christenthum erstarken mochte, so würde auch unser Tod unserer Sache zum Heile gereichen.“

„Wenn man Dich mit solchem Feuer sprechen hört“, sagte Melanie wehmüthig, „dann könnte man sich beinahe hingerissen und zu Deiner Ansicht verführt fühlen!“

„Verführt nennst Du das?“ entgegnete ihr Bruder mit dem Tone leisen Vorwurfs. „Sage lieber überzeugt, denn das ist das richtige Wort!“

Mit immer steigendem Feuer fuhr er dann fort: „Vorhin, indem Du mich an meine überstandenen Kerkerleiden erinnertest, fordertest Du mich auf, meine stolzen Pläne zu vergessen! Hältst Du denn ein solches Vergessen für möglich, wenn man täglich, ja stündlich eben durch die zu erduldenden Martern, durch die unwürdigste Behandlung immer von neuem daran erinnert wird? Nein, Melanie, Du mußt selbst einsehen, daß ein solches Vergessen ganz unmöglich ist, und wenn Lyncker kommt, so wird es hoffentlich unsern vereinten Bemü-

hungen gelingen, Dich nicht nur zu überzeugen, sondern sogar zu unserer Verbündeten zu gewinnen. Ich wenigstens wünsche dies aufrichtig, nicht nur damit nichts Aeußerliches die Harmonie unserer Seelen trübt, sondern auch weil die Mitwirkung edler Frauen uns nöthig, weil sie uns sogar unentbehrlich ist."

„Worin könnte ich schwaches Weib Euren kühnen Plänen förderlich sein?" sagte Melanie ängstlich und indem sie einen fragenden Blick auf ihren Bruder richtete.

„Durch die Erziehung Deines Sohnes", entgegnete ihr Bruder ernst, beinahe streng und deutete dabei auf das Bettchen, in welchem der kleine Xaver in süßem Schlafe lag.

Bei dieser Aufforderung erbebte Melanie und flüsternd, kaum hörbar entgegnete sie:

„Vergißt Du, Xaver, daß der Vater meines Kindes ein Priester ist?"

„O daß ich es vergessen könnte!" rief er heftig.

Doch in wehmüthigem Tone, der beinahe wie eine Abbitte klang, fügte er hinzu:

„Arme Schwester, hat denn Dein Kind überhaupt einen Vater?"

Melanie bedeckte, tief ergriffen, das Gesicht mit beiden Händen und Thränen füllten ihre Augen.

Von inniger Theilnahme ergriffen, schlang ihr Bruder den Arm um die Weinende und flüsterte tröstend:

„Auch das muß anders werden, Melanie, und mit dem weltlichen Papstthume auch die Ehelosigkeit der Priester fallen, diese unnatürliche Neuerung ehrgeiziger Priester, von welcher der göttliche Stifter unserer Religion nichts gewußt hat, sonst würde er sie mit unter seine heiligen Satzungen aufgenommen haben, und Du wärest jetzt die glückliche Gattin eines Dieners des Herrn, dessen Frömmigkeit Du als sein treues, gottergebenes Weib gewiß nicht gefährden würdest!"

„Nein, gewiß nicht", sagte Melanie und legte betheuernd die Hand auf ihr bei diesem Gedanken hoch klopfendes Herz.

„Wenn Du so sprichst", rief ihr Bruder freudig aus, „dann begrüße ich Dich schon jetzt, ohne erst Lyncker's Beistand abzuwarten, als unsere Verbündete!"

Bei diesen Worten zog er sie in seine Arme und ihr schöner Kopf sank vertrauensvoll an seine Brust.

In diesem Augenblicke wurde, von ihnen unbemerkt, die Thür geöffnet.

Lyncker erschien auf der Schwelle, und die Ueberraschung, welche der Anblick dieser Gruppe bei ihm hervorrief, fesselte seinen Fuß und lähmte seine Zunge.

Ende des zweiten Bandes.

Alvensleben, Ludwig <<von>>,

Am Hofe von Rom historischer Roman aus der Neuzeit

Bd.: 2

Leipzig (1866)